

nächste zu Cassel tagende allgemeine Lehrerverammlung „die pädagogische Bedeutung der Volkswirtschaftslehre“ und „die Lehre von Arbeit und Kapital“ mit auf die Tagesordnung gesetzt hat. *)

gehalten). William Ellis, Elementargrundsätze der Volkswirtschaft (Leitfaden für die englischen Birbeckschulen, deutsch von Bernhard Mille, Leipzig, 1852). D. Wachenhusen, Die Volkswirtschaftslehre für das deutsche Volk (von dem volkswirtschaftlichen Verein für Norddeutschland preisgekrönt) Leipzig, 1863. Fuhner, Handbuch der Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspolitik. Leipzig, 1863. Rapet, Volkswirtschaft für Jedermann. Auf Veranlassung der k. württemb. Centralstelle für Gewerbe und Handel aus dem Franz. übersetzt. Stuttgart, 1866. Die Lehren der Volkswirtschaft in das Leben einführen, für dieselben neue Freunde zu gewinnen, dieser Wunsch hat auch den Verfasser der vorliegenden Arbeit bei Herausgabe der oben angeführten Sammlung seiner Vorträge und Abhandlungen (Leipzig, 1868) befeelt; gegenüber der Bemerkung eines Kritikers, welcher von „populär-trivial“ spricht, möge hier das Urtheil eines theoretisch und practisch anerkannt tüchtigen Mannes, des Landesökonomierathes Settegast, Director der k. u. preuß. Akademie zu Proskau, platzfinden. Derselbe schreibt u. A. in einer Zuschrift vom 14. Decbr. v. J. an den Verfasser über jene Schrift folgendermaßen: „Das ist die wahre Art, populär über diesen wichtigen Gegenstand zu schreiben, einfach, klar, jedem Laien verständlich und doch edel, zugleich dem tieferen Verständniß die Wege bahrend.“ — Von den Zeitschriften, welche eifrig an der Verbreitung und Fortbildung der Volkswirtschaftslehre arbeiten, verdienen vor Allen genannt zu werden: die Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften. In Verbindung mit G. Hansen, Hefnerich, R. v. Mohl, R. H. Rau, Roscher, herausgegeben von den Mitgliedern der k. b. Staatsw. Facultät: v. Schütz, Hoffmann, Weber, Schäffle und Fricker, (24. Bd. 1868); Vierteljahrschrift für Volkswirtschaft und Kulturgeschichte, herausgegeben von Dr. F. Hauser u. Dr. D. Michaelis. (Fünfter Jahrg.) Giltebrand's Jahrbilder für Nationalökonomie und Statistik; Bremer Handelsblatt. Erras, Jahrbuch für Volkswirtschaft. Erster Jahrgang. Leipzig, 1868. Als Lexikon ist wegen seiner leicht faßlichen und doch streng wissenschaftlichen Artikel sehr empfehlenswerth das Handwörterbuch der Volkswirtschaftslehre von Kengisch, welches sich auch durch andere Arbeiten für die Verbreitung gesunder nationalökonomischer Ansichten in vorzüglicher Weise verdient gemacht hat. Vgl. u. A. Kengisch, Der Staat und die Volkswirtschaft (1863), dess. Gewerbefreiheit und Freizügigkeit. Dresden, 1861. Aus den oben und hier mitgetheilten Notizen über die volkswirtschaftliche Literatur, ersehen wir, daß kaum irgend ein anderer Zweig der Literatur so sorgfältig und vielseitig angebaut ist, wie eben die Volkswirtschaftslehre während ihrer Entwicklungsperiode seit Adam Smith. Um so merkwürdiger ist die geringe Kenntniß, welche die große Mehrzahl der gebildeten Welt davon bis jetzt genommen hat. Und doch ist die Volkswirtschaftslehre eine Wissenschaft, die bei jeder Tage kein Gebildeter entbehren kann.

*) Siehe die Allgem. deutsche Lehrerzeitung v. A. Berthelt I. 7.

Altes und Neues aus dem Gebiete der Heilpädagogik.

Von

Heinrich Ernst Stöckner,

Taubstummenlehrer zu Leipzig.

Von jeher hat es in der menschlichen Gesellschaft ganze Classen gegeben, welche recht- und schutzlos der Willkür überliefert waren; selbst in der Gegenwart, in unserm vielgepriesenen Jahrhundert der Humanität und Aufklärung, finden sich hierzu genug Belege. Man braucht nicht an „Onkel Tom“ in Amerika zu denken, nicht auf die Fabrikarbeiter „die weißen Sklaven“ Englands hinzuweisen; auch in unserm Deutschland giebt es neben den Privilegirten genug Geduldete, denen die gewöhnlichsten Menschenrechte verkümmert werden. In Mecklenburg z. B. hält es die Ritterschaft für höchst überflüssig, daß Bauernkinder lesen und schreiben lernen. Beispiele ähnlicher Art ließen sich duzendweise anführen, denn in allen Kreisen der Gesellschaft giebt es neben den Vollberechtigten solche, die nur geduldet sind. Auch die Schule macht theilweise hiervon keine Ausnahme. Sie beschäftigt sich mit der Erziehung und dem Unterrichte geistig und körperlich gesunder Kinder. Werden ihr nun Blinde oder Taubstumme, Schwach- oder Blödsinnige übergeben, so sind diese eben nur die Geduldeten. Ja, die Volksschule hat sogar das Recht und die Pflicht, diese Armen ganz zurückzuweisen, sobald sie dadurch in der Erreichung ihres eigentlichen Zieles gehindert wird. Sie kann um Eines oder Zweier Willen nicht die Uebrigen vernachlässigen und so sind diese Unglücklichen die Stiefkinder der Volksschule, die zufrieden sein müssen mit den wenigen Brosamen, die von dem Tische der Reichen für sie abfallen. Und doch haben auch diese Armen wie die andern Kinder ein Anrecht auf menschliche Bildung. Die Volksschule konnte ihnen diese nicht geben, neue Bahnen mußten betreten werden, und so bildete sich ein neuer Zweig der Pädagogik

aus, die Heilpädagogik, deren Aufgabe es ist, geistig und körperlich verkümmerte Kinder zu erziehen und zu unterrichten. In ihr Bereich gehören die Vierfüßigen, die sittlich Verwahrlosten, die Blöds- und Schwachfüßigen, die Cretinen, die Stotterer, die körperlich gebrechlichen Kinder; Letztere, soweit dadurch die geistige Entwicklung gehemmt wird. Im weitesten Sinn wird alle Pädagogik zur Heilpädagogik, sobald es gilt, falsch ausgebildeten Willens- und Gemüthsrichtungen im Kinde entgegenzutreten. In engerem Sinne genommen hat es die Heilpädagogik mit den Kindern zu thun, bei denen in Folge mangelhafter Körperbeschaffenheit oder sonstiger theilweis noch unbekannter Ursachen die normale Entwicklung des Geistes gehemmt ist. Es sind dies die Blinden und Taubstummen, die Cretinen, die Blöds- und Schwachfüßigen. In diesem engeren Sinne fassen wir hier den Begriff der Heilpädagogik. Die Sache selbst ist ältern Ursprungs, denn bekanntlich wurden die ersten Taubstummen- und Blindenanstalten schon im vorigen Jahrhundert begründet, aber der Name Heilpädagogik ist erst in diesem Jahrzehnt gebraucht worden. Dr. Dürre, der Mitbegründer der Jenenser Burschenschaft, einer der hervorragendsten Veteranen des Lehrerstandes, schlug der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung vor, eine besondere Section für die Erziehung der Vierfüßigen und Idioten einzurichten. Bald darauf, 1863, erschien von Dr. Georgens und H. Deinhardt herausgegeben ein zweibändiges Werk: „die Heilpädagogik (Leipzig, Friedrich Fleischer),“ in dem die Verfasser den Dürre'schen Vorschlag wieder aufnahmen und eine „heilpädagogische Section“ empfahlen. Auf der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Leipzig 1865 trat diese Section zum ersten Mal zusammen und berief im September desselben Jahres eine Versammlung nach Hannover, die dort gleichzeitig mit der deutschen Naturforscherversammlung tagte. Leider hat ihr bis jetzt keine zweite folgen können, da in Folge der politischen Ereignisse die ganze Angelegenheit in den Hintergrund trat.

Die nachfolgenden Blätter sind nun weniger für Fachmänner, also solche, die an heilpädagogischen Anstalten wirken, bestimmt; sie enthalten auch keineswegs eine vollständige Geschichte der Heilpädagogik; sondern sie sollen in weiteren Kreisen das Interesse für diese Bestrebungen erwecken und beleben, und dieser Zweck möge die Ueberschrift dieser Arbeit rechtfertigen.

Die ersten heilpädagogischen Anstalten waren die Taubstummen-

Institute. Das Alterthum überließ die Taubstummen ihrem Schicksale; auch das Christenthum brachte ihnen keine Hilfe, obschon Jesus selbst einen Tauben hörend gemacht hatte. Der Kirchenvater Augustin stellte den Satz auf: „Von Geburt aus Taubstumm können niemals Glauben empfangen, Glauben haben; denn der Glaube kommt aus der Predigt, aus dem, was man hört; sie können weder lesen noch schreiben lernen.“

Erst gegen Ausgang des Mittelalters wurden vereinzelte Versuche gemacht, Taubstumm zu bilden. Rudolf Agricola in Heidelberg, gestorben 1485, unterrichtete einen Taubstummen in der Lautsprache, und einige Jahrzehnte später verfaßte der Arzt und Philosoph Jerome Cardan zu Pavia die erste Schrift über Taubstummenunterricht. In Spanien unterrichtete um das Jahr 1570 ein Mönch, Peter de Ponce einige Taubstumm mit so günstigem Erfolge, daß seine Zeitgenossen staunend davon berichten. Seine Lehrmethode wurde von Juan Pablo Bonet im Jahre 1620 veröffentlicht. Fast gleichzeitig mit diesen Männern befaßte sich Ramirez de Carrion, Secretär und Lehrer bei dem taubstummen Marquis de Priego, mit diesem Unterrichte. Sein Verfahren sieht seltsam genug aus. *) Die Vorbereitung zum Unterrichte bestand im Einnehmen einer dem Temperamente des Schülers angemessenen Purganz, der eine stärkere, aus Rießwurz und Blätterschwamm bestehend, folgte. Dann wurden dem Schüler oben auf dem Wirbel die Haare abgeschnitten und die kahle Stelle jeden Abend mit einer Salbe von Spiritus, Salpeter, bitterm Mandelöle und Wasserlilienwasser eingerieben. Hierauf mußte sich der Schüler jeden Morgen mit einem Kamme aus Ebenholz die Haare wider den Strich kämmen und bekam abermals eine Latwerge, die diesmal aus Mastix, Ambra, Moos und Süßholz bestand. Nun mußte er sich das Gesicht waschen, Nase und Ohren besonders rein abtrocknen, und der Lehrer sprach ihm dann mit lauter Stimme oben über dem Wirbel erst die einzelnen Buchstaben des Alphabets, dann Silben und endlich die Namen bekannter Dinge vor und in kurzer Zeit soll nach diesem Verfahren der Schüler die Sprache erlernt haben. Gewiß wählte Ramirez solche eigenthümliche Mittel, um nicht der Inquisition verdächtig zu werden, die das Streben, Taubstumm ohne äußere Hilfsmittel redend zu machen, als Teufelswerk hingestellt haben würde.

*) Petzschle. Historische Nachricht von dem Unterrichte der Taubstummen und Blinden. Leipzig 1793.

Von tieferem Einfluß war das Verfahren von Johann Conrad Amman, der 1669 in der Schweiz geboren, später als Arzt in Holland lebte. Er zeigte seinem Schüler die jedem Laute eigenthümliche Mundstellung und veranlaßte sie, dieselben vor dem Spiegel nachzuahmen. Da nun aber bei diesen Mundstellungen noch kein Ton zum Vorschein kam, so ließ er den Taubstummen, während er selbst den Laut aussprach, die Hand an seine Kehle halten, um ihn auf die beim Sprechen entstehende zitternde Bewegung der Lufttröhre aufmerksam zu machen. Der Schüler legte dann die Hand an den eigenen Kehlkopf und ahmte dem Lehrer nach, bis der gewünschte Ton hervorkam. Seine Schrift: „surdus loquens“ ist mehrfach in's Deutsche übersetzt worden. Die letzte Uebersetzung ist von dem Direktor des Berliner Taubstummen-Instituts Dr. L. Graßhoff unter dem Titel: „Abhandlung von der Sprache und wie Taubstumme zu unterrichten sind zc. Berlin 1828“ erschienen. Nach Amman unterrichtete auch ein deutscher Prediger Raphael seine drei taubstummen Kinder, wie denn überhaupt sein Verfahren der Ausgangspunkt der spätern deutschen Methode wurde. Gleichzeitig mit Amman trat auch der Geistliche John Wallis in England als Taubstummenlehrer auf.

Aber durch alle diese Versuche wurde nur Einzelnen geholfen. Erst mit dem Franzosen Abbé de l'Épée und dem deutschen Samuel Heinicke brach nach langer Geistesnacht für die große Masse der Taubstummen eine bessere Zeit an. Diese beiden edlen Männer stellten es sich zur Lebensaufgabe, einen planmäßigen, auf wissenschaftliche Principien gegründeten Unterricht der Taubstummen durchzuführen, und sie eröffneten zu diesem Zwecke für diese Unglücklichen die ersten Erziehungsanstalten. Nicht selten geschieht es, daß eine große Idee zur Zeit ihrer Reife gleichzeitig an verschiedenen Orten zur Welt kommt; so war es auch hier. Zu gleicher Zeit und ohne von einander zu wissen, strebten der Franzose wie der Deutsche ein und denselben Ziele zu. Freilich gingen sie verschiedene Wege, und als sie von einander hörten, standen sie sich feindlich gegenüber. Aber beider Leben war den unglücklichen Taubstummen gewidmet, und Beiden gelang es in weiten Kreisen das Interesse für ihre Pflinglinge wachzurufen und denselben dadurch bleibende Hilfe zu sichern.

Ich erzähle zuerst von de l'Épée. Ausführliches findet man in der Schrift von Dr. Naumann „die Taubstummenanstalt zu Paris“ Königsberg 1827.

Charles Michel de l'Épée wurde den 25. Novb. 1712 zu Versailles geboren, wo sein Vater als königlicher Architekt angestellt war. Er widmete sich, nicht ganz im Einklange mit dem Wunsche seines Vaters, der ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt hatte, dem geistlichen Stande. Nach Vollendung seiner Studien weigerte er sich die, in Folge der jansenistischen Streitigkeiten eingeführte, Glaubensformel zu unterschreiben, und es wurde ihm daher wohl die priesterliche Weihe ertheilt, er aber zugleich von jeder Bewerbung um ein kirchliches Amt ausgeschlossen. Nun wandte sich de l'Épée der Rechtswissenschaft zu, leistete nach wohlbestandener Prüfung den Amtseid und trat als Parlamentsadvocat auf. Da aber dieser Beruf seinem friedliebenden Gemüthe gar nicht zusagte, so kehrte er zu seinen früheren Studien zurück. Durch Hilfe eines alten Gönners, des Prälaten Bossuet zu Troyes, ward er zum Kanonikus und Prediger in dessen Diocese befördert. Später wurde er wieder seiner jansenistischen Grundsätze wegen angegriffen und seines Amtes entsetzt, und der Erzbischof von Paris, de Beaumont, untersagte ihm sogar den Religionsunterricht. Inzwischen waren de l'Épées Eltern gestorben und hatten ihm ein kleines Vermögen hinterlassen, von dessen Rente er nun zu Paris in stiller Zurückgezogenheit lebte. Da sollte sein Leben eine andere Wendung nehmen.

Ein Klostergeistlicher, Pater Vanin, hatte im Jahre 1755 angefangen, zwei taubstumme Mädchen zu unterrichten. Nach einigen Monaten starb er und der Abbé de l'Épée, welcher zufällig die Familie kennen gelernt, entschließt sich, von Mitgefühl ergriffen, das von Vanin begonnene Werk fortzusetzen. Ohne die geringste Vorkenntniß und ohne zu wissen, daß es bereits Taubstummenlehrer gegeben, beginnt er seine Arbeit. Bald darauf wird ihm das Buch von Bonet zum Kauf angeboten. Anfangs will er es zurückweisen, da er nicht spanisch versteht; aber bei genauer Betrachtung des Titels findet er, daß sich das Werk mit der Kunst Taubstumme sprechen zu lehren beschäftigt. Er sieht dies als einen Wink des Himmels an und beschließt nun sein ganzes Leben der Erziehung und Bildung der Taubstummen zu widmen.

Auf eigene Kosten gründete er 1760 eine Taubstummenschule in Paris, die er aber bald in eine förmliche Erziehungsanstalt umwandelte und nach dem Montmartre verlegte. Indem der edle Abbé sich selbst oft das Nothwendigste versagte, verwandte er fast sein ganzes Einkommen, aus einer Rente von 1200 Francs bestehend, zur Erziehung

und Verpflegung seiner Zöglinge. Es konnte nicht fehlen, daß solch menschenfreundliches Bestreben mehr und mehr bekannt und gewürdigt wurde. Besonders nahm sich der Herzog von Penthièvre des wohlthätigen Instituts an und unterstützte dasselbe durch reiche Geschenke. Bis ins Ausland verbreitete sich der Ruf der Anstalt, und im Jahre 1780 wollte die Kaiserin Katharina dem Abbé durch ihren Gesandten ein ansehnliches Geschenk überreichen lassen, das aber von ihm zurückgewiesen wurde. Kaiser Joseph II. zeichnete bei seiner Anwesenheit in Paris den edlen Mann ganz besonders aus. Er bot ihm sogar in seinen Staaten eine Abtei an; aber der Abbé gab ihm die schöne Antwort: „Ich bin schon alt; wenn Ew. Majestät es mit den Taubstummen wohl meinen, so wenden Sie Ihre Wohlthaten nicht an mich, der ich bereits mit einem Fuße im Grabe stehe, sondern an das Werk selbst. Es ist eines großen Fürsten würdig, dem, was der Menschheit wahrhaft nützlich ist, Dauer und Unvergänglichkeit zu sichern. Kaiser Joseph sandte ihm nach seiner Rückkehr den Weltpriester Stork aus Wien zu, damit sich derselbe unter des Abbé Leitung als Taubstummenlehrer ausbilde. Obschon sich der Kaiser auch am Hofe Ludwigs XVI. für diese Angelegenheit ausgesprochen hatte, so erreichte es de l'Épée doch nicht, sein Institut zur Staatsanstalt erhoben zu sehen; es erfolgte dies erst nach seinem Tode. Wohl aber bewilligte ihm der König aus seiner Privatschatulle 3100 Fr. zur Unterhaltung einer bestimmten Anzahl Taubstummer, und außerdem überwies die Regierung dem Institute eine namhafte Summe von dem Erlöse der Güter eines aufgehobenen Cölestinerklosters.

Viel Sorge bereitete dem menschenfreundlichen Abbé ein Proceß, den er für einen seiner Zöglinge führte. Es wurde ihm 1773 ein junger Taubstummer zugeführt, den man auf den Straßen von Paris im elendesten Zustande angetroffen hatte. Derselbe wird in das Institut aufgenommen, und bald gelangt de l'Épée zu der Entdeckung, daß der Unglückliche aus Toulouse gebürtig und als Flüchtling nach Paris gekommen. In Folge weiterer Erörterungen ergibt sich's, daß der Taubstummer der ausgestoßene Erbe der reichen Grafenfamilie Solar ist. Es wird erwiesen, daß sich in der Familie ein Taubstummer befunden habe, der aber, nach Aussage der Verwandten, in Paris gestorben sein soll. De l'Épée ist überzeugt, daß hier ein Verbrechen vorliegt und fordert die Rechte seines Pfleglings zurück. Es kommt zu

einem langwierigen Proceß, der im Jahre 1781 von der obersten Behörde zu Gunsten des Taubstummen entschieden wird. Die Gegenpartei appellirt an das Parlament und der Proceß beginnt aufs Neue. Der Abbé erlebte sein Ende nicht, und 1792 wurde das erste Urtheil vollkommen umgestoßen und der unglückliche Taubstummer aller seiner Ansprüche verlustig erklärt. Dadurch in's tiefste Elend gestürzt, trat der Arme als Soldat in die Nationalarmee und fand seinen Tod auf dem Schlachtfelde.

Es konnte nicht fehlen, daß gerade durch diesen Proceß der Abbé sehr populär wurde, namentlich als Bouilly diese Episode dramatisch bearbeitete und „l'Abbé de l'Épée“ zum beliebten Bühnenstück wurde. Dasselbe ist später von Kosebue für die deutsche Bühne bearbeitet und dadurch auch bei uns bekannt geworden.

Abbé de l'Épée beschrieb in dem Werke: *Institution des sourds et muets par la voie de signes méthodiques*. Paris 1776 et 1784 sein Lehrverfahren. Er wurde dadurch in mehrere literarische Fehden verwickelt, unter denen die mit Samuel Heinicke am bedeutendsten ist. Ich komme auf dieselbe und auf die Methode de l'Épées später zurück.

Zahlreiche Schüler saßen zu seinen Füßen und verbreiteten seine Ansichten. Zu nennen sind unter ihnen die Geistlichen Sicard und Salvan, seine Nachfolger; die Professoren d'Aléa und Mah, der Weltpriester Stork in Wien, der Abbate Silvestri in Rom, Oberrichter J. C. Ulrich in Zürich und Professor Guyot in Grönningen.

De l'Épée starb lebensmatt und lebensmüde am 23. Decb. 1789 in einem Alter von 77 Jahren. Im Jahre 1843 ist ihm zu Versailles ein würdiges Denkmal errichtet worden. Von einem gußeisernen Gitter umgeben, steht es auf einem einfachen Piedestal, das von zwei Reihen ciselirter Marmorstufen gebildet wird. Auf der nördlichen Seite steht die Inschrift:

L'Abbé de l'Épée,

Premier Instituteur Des Sourds-Muets

Né à Versailles Le XXIV. Nov. MDCCXII.

De l'Épée ist stehend dargestellt; seine zum Himmel erhobene Rechte weist seine Pfliegbefohlenen nach oben, zu Gott. So hat die französische Nation das Andenken des edlen Mannes gewahrt und sich damit selbst geehrt. In Deutschland hat man mit Samuel Heinicke

weniger Umstände gemacht und dennoch verdient auch dieser Mann, der dem Abbé vollkommen ebenbürtig zur Seite steht, unsere höchste Achtung.

Samuel Heinicke wurde am 10. April 1729 zu Naatzschitz bei Weissenfels geboren. Da er der einzige Sohn blieb, so sahen die Eltern — wohlhabende Bauersleute — in ihm den einstigen Besitzer des großen Gutes und wollten ihn zu einem tüchtigen Bauer heranziehen. Der Vater sah es daher sehr ungern, daß sein Samuel so gern in Büchern las und als gar von Studiren die Rede war, warf er alle Bücher außer Bibel und Gesangbuch aus dem Hause und erklärte auf's Bestimmteste, daß sein Sohn Bauer werden müsse. Nur mit Mühe war er dahin zu bewegen, seinem Sohn etwas Musik — namentlich Violinspiel — erlernen zu lassen. Mit schwerem Herzen fügte sich Samuel dem elterlichen Willen; aber von seinen geliebten Büchern konnte er doch nicht ganz lassen, und oft, wenn er hinaus auf's Feld zog, setzte er sich draußen vor dem Dorfe auf den Ackergaul, nahm ein Buch aus der Tasche und ritt lesend weiter. So gieng fort bis zum 21. Jahre. Da sollte er heirathen und der Vater wollte für ihn eine passende, d. h. eine an Vermögen ihm gleichstehende Frau suchen. Samuel hatte aber bereits selbst gewählt und, als es deswegen zu heftigen Auftritten kam, weil die Eltern ihre Einwilligung verweigerten, verließ er in aller Stille die Heimath und gieng nach Dresden, um sich dort für's Militär anwerben zu lassen. Der hochgewachsene, kräftige Bauerbursche, eine wahre Siegfriedsgestalt, wurde der königlichen Leibwache zugewiesen. Bald war er einexercirt und behielt nun Zeit genug übrig, um sich geistig weiter bilden zu können. Wohl machten sich seine Kameraden über den Stubenhocker lustig, aber Heinicke ließ nichts auf sich sitzen und zeigte ihnen eine solche körperliche, wie geistige Ueberlegenheit, daß sie ihn gern in Ruhe ließen. Zunächst fehlte es ihm an Büchern. Hier reichte aber der geringe Sold nicht aus und seine Eltern, denen er von Dresden Nachricht gegeben hatte, zürnten ihm zu sehr, als daß sie ihm auch nur die kleinste Unterstützung gewährt hätten. So war Heinicke auf sich selbst angewiesen und er wußte Rath zu schaffen. Hatte er doch recht hübsch Violine spielen gelernt. Er spielte nun bei Tanz und Festgelagen auf und verdiente sich dadurch manchen Thaler. Was er hierdurch gewonnen, wurde gewissenhaft zur Anschaffung guter Bücher verwendet, die er in

nächtlich stillen Stunden fleißig studirte. Heinicke mußte freilich tief unten anfangen mit seinem Studium, denn der Unterricht in der Dorfschule war sehr dürftig gewesen und in der langen Pause nach der Confirmation war auch dies Wenige, mit Ausnahme des Lesens verloren gegangen. Viel Mühe machte ihm das Schreiben und Rechnen; aber mit unendlicher Geduld und Ausdauer gelangte er in nicht gar zu langer Zeit zu ganz schönen Resultaten. Er suchte dieselben auch sofort practisch zu verwerthen. Das Fabeln auf den Tanzböden war ihm längst verleidet; jetzt hatte er einen bessern Erwerbszweig gewonnen. Heinicke schaffte sich einen Civilanzug und begann nun zu schulmeistern, indem er in seinen Freistunden Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen ertheilte. Lehrend lernte er und unablässig arbeitete der junge Soldat an seiner eigenen Weiterbildung. Er begann das Lateinische und das Französische zu erlernen und, mit Hilfe des Feldpredigers, der sich nach Kräften des strebsamen Mannes annahm, brachte er es so weit, daß er in beiden Sprachen klassische Werke lesen konnte. Es konnte nicht fehlen, daß die Offiziere auf den seltsamen Leibgardisten aufmerksam wurden, der sie selbst in geistiger Beziehung weit übertrugte, und mehrmals wollte man ihn weiter befördern, aber er lehnte Alles ab, weil er mit Recht fürchten mußte, alsdann mehr Dienstgeschäfte und weniger Zeit für seine Bücher zu haben.

Inzwischen hatte sich auch Heinicke mit seinen Eltern ausgesöhnt und 1754, als ihm das väterliche Erbe zufiel, verheirathete er sich, weil er nun, obwohl immer noch gemeiner Soldat, sich so gestellt sah, daß er diesen Schritt wohl wagen konnte.

Unter den Kindern, die Heinicke zu unterrichten hatte, wurde ihm im Jahre 1754 oder 1755 unter anderen auch ein taubstummer Knabe zugeführt, der seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte. Es war dies demnach um dieselbe Zeit, als Abbé de l'Épée den Unterricht jener beiden taubstummen Mädchen übernahm. Das mechanische Lesen und Schreiben erlernte der fleißige Knabe sehr bald zum größten Erstaunen seiner Eltern; Heinicke aber freute sich mehr über die Fortschritte im Rechnen, die er bei seinem Schüler wahrnahm, weil ihm namentlich hieraus klar wurde, daß eine weitere Geistesbildung möglich sei. Er gieng nun einen Schritt weiter und versuchte, ob es nicht möglich sei, dem Tauben von der Sprache soviel beizubringen, daß er sich mit andern Menschen nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich unter-

halten könne. Wichtige Fingerzeige hierbei gab ihm die schon erwähnte Schrift: *Surdus loquens* von Konrad Amman, die er mit großem Fleiße studirte.

Der Erfolg, den Heinicke erzielte, übertraf alle Erwartungen.

Da brach plötzlich der siebenjährige Krieg aus und vernichtete alle Pläne des wackern Mannes. Um sich ganz dem Lehrerberuf hingeben zu können, hatte er um seine Entlassung aus dem Militärdienste gebeten; jetzt, mit dem Losbruche des Krieges wurde ihm natürlich diese verweigert und Heinicke mußte Weib und Kind verlassen, um mit der Garde das für die sächsische Armee so unglückliche Lager bei Pirna zu beziehen. Später als Kriegsgefangener nach Dresden zurückgebracht, gelang es ihm, nach Jena zu entfliehen. Dorthin ließ er auch seine Familie nachkommen. Um Collegia hören zu können, ließ er sich 1757 als Student inscribiren und den Unterhalt für seine Familie suchte er durch Stundengeben zu gewinnen. Auch die fleißige Frau suchte durch Nähen und Sticken Etwas zu verdienen und für die schlimmsten Fälle war ein Nothpfennig da, jenes Kapital, das Heinicke aus dem väterlichen Gute erhalten hatte. So wäre alles ganz gut gegangen, wenn nur der preußische Werber nicht gewesen wäre, aber dem fiel der hochgewachsene kräftige Mann so sehr in die Augen, daß Heinicke abermals flüchten mußte. Wohin nun? Das Loos sollte entscheiden. Heinicke schrieb auf drei Zettel die Namen: Hamburg, Frankfurt a. M. und Nürnberg. Sein kleiner dreijähriger Sohn wählte und ergriff den mit Hamburg bezeichneten Zettel. Noch in derselben Nacht reiste Heinicke ab und kam glücklich nach Hamburg. Dort gelang es ihm in angesehenen Familien Zutritt zu erhalten, die ihm den Unterricht ihrer Kinder anvertrauten. Später mit Cramer, dem nachmaligen Oberhofprediger in Kopenhagen, und Klopstock befreundet, wurde er durch diese Männer dem Grafen Schimmelmann empfohlen und von diesem erst als Hauslehrer, später als Secretär angestellt. In dieser Stellung blieb Heinicke bis zum Jahre 1768 und erhielt dann durch Vermittlung des Grafen das Schulamt in dem Hamburgischen Klosterdorf Eppendorf, das er bis zum Jahre 1778 verwaltete. Hier hatte er den Ortsgeistlichen zum Gegner, da dieser die Stelle für einen seiner Anverwandten bestimmt hatte. Als nun Heinicke verschiedene Verbesserungen einführte, z. B. das Lautiren an die Stelle des Buchstabirens setzte, so suchte der Pfarrer den Bauern einzureden, ihr Schulmeister wolle

eine neue Religion einführen und später als Heinicke sich wieder mit dem Unterrichte taubstummer Kinder befaßte, predigte der Pfarrer sogar von der Kanzel herab gegen ihn und nannte ihn einen Frevler, der dem Rathschluß Gottes vorgreife, indem er Menschen bilden wolle, die Gott gezeichnet habe.

Heinicke ließ sich dadurch nicht irren. Ihm war abermals ein taubstummer Knabe zugeführt worden und seine Bemühung wurde mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt, so daß der Knabe 1772, nachdem er von dem Hauptpastor Göbke in Hamburg geprüft worden war, confirmirt werden konnte. Das günstige Resultat ward bald in weiten Kreisen bekannt und von verschiedenen Familien wurden nun dem tüchtigen Manne Taubstumme zur Bildung übergeben. Sein Verfahren fand Anerkennung und das gab ihm den Muth solchen Verdächtigungen, wie sie sein Pfarrer austreute, ruhig entgegnetreten zu können. Interessant ist das Gutachten verschiedener Hamburger Gelehrten, da es zugleich einen Blick in Heinicke's Unterrichtsmethode machen läßt.

Visum repertum.

Vom 8. October 1776.

Unterschiedene, der Stadtphysicus D. Hensler, in Altona, der D. Reimarus, der Professor der Mathematik Büsch, in Hamburg, und der Professor D. Unzer, in Altona, halten sich verpflichtet, von dem Institut des Herrn Heinicke in Eppendorf, bei Hamburg, zum Unterricht des Taub- und Stummgehörnen, das den Beyfall aller wohlbedenkenden Menschen verdient, nach vereint unternommener Untersuchung ein aufrichtiges Zeugniß abzulegen.

Einzelne unter uns hatten durch wiederholte Besuche den Fortgang des Unterrichts bey den ersten Lehrlingen fleißig bemerkt. Die Vermehrung ihrer Begriffe war sehr geschwind, die sie zwar blos durch Schreiben ausdrückten, in diesen Schreiben aber, eine selbst bei Hörenden und Redenden nicht gemeine Richtigkeit beobachteten, auch mit gleicher Leichtigkeit gedruckte und geschriebene Worte, als Zeichen von einerley Begriffen nutzten. Allein, Herr Heinicke sahe selbst das Reden damals, als eine ihnen schwer bezubringende Sache an, und der erste seiner Lehrlinge hat seinen Unterricht nach einigen Monaten verlassen, ohne dazu zu gelangen, so groß auch sein Fortgang in den ihm mitge-

theilten Kenntnissen war. Allein, kaum hatte uns Herr Heinicke gesagt, daß er nun auch Meister einer Methode zur Mittheilung der Sprache wäre, als wir die glückliche Anwendung derselben, bey seinen später eingetretenen Schülern bemerkten. Unter diesen ist bisher, nach einem noch nicht zweijährigen Unterricht, das Fräulein von Vietinghoff, Tochter Sr. Excellenz, des russischen Herrn Geheimraths, am weitesten gelangt. Allein, wir haben auch mehr als einen Schüler bei ihm gesehen, z. B. das Fräulein von Meyersen, aus Kopenhagen, Demoiselle Thomsen aus Husum, Demoiselle Klockmann aus Schwerin, die jungen Herren Harbt, Mackeprang und andere, die in den ersten zwei Monaten bessere Proben im Reden zeigte, als man jemals hätte erwarten mögen. Freylich ist diese ihre anfängliche Sprache noch keineswegs so scharf articulirt; allein, es ist nicht anders zu erwarten, als daß die spätgenutzten Sprachorgane lange eine gewisse Unbiegsamkeit behalten, und daß der Taubgebohrne, der sich blos sprechen fühlt, nicht sprechen hört, Zeit brauche, ehe er zwischen diesem Gefühl einen Unterschied machen könne; und ehe er durch dieses Gefühl den Gebrauch der Sprachorgane gehörig modificiren lernt. Auch sieht man dies deutlich an den Schülern des Herrn Heinicke, die das, was sie öfterer ausgesprochen haben, weit vernehmlicher articuliren. Z. B. Tischgebete u., als das, was ihnen zum erstenmale zum Herlesen vorgelegt wird. Das Fräulein von Vietinghoff hat ihr Tischgebet deutlicher hergesagt, als manche erwachsene Kinder. Allein, für den Unterricht hat diese anfangende Sprache doch schon einen gedoppelten Nutzen.

1) Die Seele seiner Schüler, die so, wie die Seele des Hörenden, nicht anders als unter bestimmten Zeichen denkt, bekümmert nun zu den beiden mit einander so nahe übereinstimmenden Zeichen der Begriffe, nemlich den gedruckten und geschriebenen Buchstaben, ein drittes ganz verschiedenes, das auf sein Gefühl wirkt. Es würde zu weitläufig sein, den Nutzen, den diese Vervielfachung der Zeichen der Begriffe, für die Erweiterung der Fähigkeiten einer solchen Seele hat, ausführlich erweisen zu wollen.

2) Der Taubstumme lernt nun auch auf die Bewegung des Mundes der Redenden achten, und blos durch diese versteht er vieles geschwinder, und ohne des Schreibens nöthig zu haben. Des Lehrers Unterricht wird also dadurch sehr erleichtert, und es ist klar, daß bey einem Manne,

der die Taubgebohrnen so viel geschwinder, als andere, nur etwas reden lehren kann, der ganze Unterricht weit mehr fruchte, als wenn man damit Jahre lang zögert, oder sich gar nicht daran wagt. Auch setzt dies den Taubgebohrnen in Stand, an dem gesellschaftlichen Umgange, einen anhaltenden Antheil früher zu nehmen. Bei dem vereinten Besuche, der dieses Zeugniß zu Folge hat, setzte uns das Fräulein von Vietinghoff ohne Unterlaß in Verwunderung, indem sie bey unsern Unterredungen, an denen wir ihr gar keinen Antheil zu geben vermeinten, uns, bald durch Zeichen, bald in ihrer Sprache, zu erkennen gab, daß sie mehr von demselben verstünde, als vielleicht mancher nur Harthörender verstanden haben mögte.

Die Fragen aus der Religion, welche die Baronesse von Vietinghoff, bey der, in Gegenwart Ihro Durchlauchten der regierenden Herzogin von Mecklenburg, mit ihr vorgenommenen Confirmation beantwortet, und welche die Frau Herzogin aufschreiben lassen, und mit eigenhändiger Unterschrift ihres Namens deren Glaubwürdigkeit bekräftigt hat, waren gar nicht nach einem auswendig gelernten Catechismus, sondern zufällig in verschiedenen willkürlichen Wendungen abgefaßt und waren immer von dem Fräulein, dem Sinne nach, richtig beantwortet. Auch machten wir selbst die Probe, diesem Fräulein eine Erzählung in gegenwärtiger Zeit vorzulegen, die sie, in unserer Gegenwart, alsbald in die vergangene Zeit umsetzte. Mehrere Schüler des Herrn Heinicke hatten Begriffe von den Partikeln der Rede, und wußten davon einen Gebrauch zu machen.

Dasjenige, was wir von der Methode des Herrn Heinicke haben entdecken können, überzeugt uns, daß dieselbe dem Gange einer Seele, deren Körper die Organen eines Sinnes fehlen, angemessen, und in der Analogie mit andern Empfindungen, zu denen der Körper die Organen vollkommen genug besitzt, wie die des Gefühls und Geschmacks sind, gegründet sey. Blos dieser Analogie, auf welche Herr Heinicke, nach seinem eigenen Geständnisse, den Grund seines Unterrichtes bauet, scheint der geschwinde Fortgang desselben zuzuschreiben zu seyn, wenn andere, die sich ähnlichen Beschäftigungen mit Taub- und Stummgebohrnen unterzogen haben, als: Amman, Pereira, de l'Épée, und selbst ein Raphael, dem dieser Unterricht ja wohl am interessantesten gewesen sein mag, weil er ihn Töchtern gab, auf jedem andern Wege so langsam fortschreiten.

Es ist zu bedauern, daß Herr Heinicke seinen Aufenthalt auf dem Lande, und durch seine enge Wohnung, verhindert wird, seinen Unterricht über so viel Taubstumme auszubreiten, als es deren, leider! giebt. Solchen Unglücklichen Erkenntniß vom höchsten Wesen, und andern dem moralischen und gesellschaftlichen Menschen nöthige Begriffe und Empfindungen beizubringen, das muß den, dem das Wohl der Menschen so wohl, als die Erweiterung psychologischer Kenntnisse am Herzen liegt, gleich stark interessieren; und es wäre zu wünschen, daß der Erfinder der Methode, den eigener ununterstützter Eifer so weit auf einen Weg gebracht, den er ohne mächtigern Beystand nicht fortgehen kann, aufgemuntert, unterstützt und belohnet werden mögte.

Dr. P. E. Hensler.

J. G. Büsch, P. P.

J. A. H. Reimarus,*) M. D.

J. C. Unzer.

Da auf die Länge der Zeit ein großes Pensionat mit den Pflichten des Amtes collidirte, so nahm Heinicke mit Freuden das Anerbieten seines ehemaligen Landesherrn, des Churfürsten Friedrich August an, in Sachsen eine Taubstummenanstalt zu gründen. Als Gehalt wurden ihm 400 Thlr. angewiesen, dieselbe Summe, die er in Eppendorf durch sein Amt erhielt; außerdem wurde ihm die Wahl der Stadt, in welcher er sich niederlassen wollte, freigestellt. Heinicke wählte Leipzig und eröffnete dort am 14. April 1778 mit neun Zöglingen die erste Taubstummenanstalt in Deutschland.

Heinicke hat viel Bücher pädagogischen wie philosophischen Inhalts geschrieben. Hier seien nur die wichtigsten angeführt, in denen er seine Ansichten über Taubstummenbildung mitgetheilt hat.

Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache, in Briefen. Hamburg 1778.

Ueber die Denkart der Taubstummen. Leipzig 1780.

Ueber die verschiedenen Lehrarten der Taubstummen und ihre verschiedene Denkart gegen die unsrige. Leipzig 1783.

Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menschlichen Sprache. Leipzig 1784.

Unter den vielen literarischen Tugenden, die Heinicke durchgekämpft, werde hier nur der mit dem Abbé de l'Épée gedacht, da durch sie theilweis die oben genannten Schriften in's Leben gerufen wurden.

*) Der Sohn des bekannten Wolfenbüttler Fragmentisten war Professor der Naturwissenschaften in Hamburg.

Dem Abbé de l'Épée diente als Grundlage seines Unterrichts die Geberdensprache und die Schrift. Er versuchte besonders der Geberdensprache — Mimik — eine Ausbildung zu geben, deren sie ihrer Natur noch nicht fähig ist.*) Zu diesem Zwecke wandte er dreierlei methodische Zeichen an: 1. für einzelne Buchstaben, hierbei benutzte er das Bonet'sche Handalphabeth; 2. für Wörter und die dadurch angezeigten Begriffe und 3) für grammatische Bestimmungen. Da aber diese Zeichen, eben als solche, gar sehr der Willkür unterworfen und zu unbestimmt und schwankend sind, so konnten sie unmöglich als Grundlage eines klaren Denkens dienen. Außerdem sind Pantomimen und Fingersprachen ganz nutzlos im Umgange mit hörenden Menschen, da sie für den Hörenden unverständlich sind.

Ganz anders dachte dagegen Heinicke. Von der Praxis herangebildet, faßte er bei der Taubstummenbildung zunächst auch die praktische Seite in's Auge. Er wollte die Taubstummen entstummen und erkannte in dem gesprochenen Worte nicht nur die sicherste Form für das Denken und das wichtigste Mittel zur geistigen und sittlichen Bildung, sondern er fand auch darin das zuverlässigste Mittel zu gegenseitigem Verkehr zwischen Taubstummen und Hörenden. Seine Schüler sollten die hörenden Menschen verstehen und von ihnen verstanden werden. Deshalb übte er seine Zöglinge von Anfang an darin, ihre Augen unverwandt auf den Mund des Sprechenden zu richten und dort das gesprochene Wort abzulesen. Weiter suchte er ihrer Aussprache durch Bestimmtheit im Artikuliren der Sprachlaute, namentlich der Vocale, die möglichste Deutlichkeit zu verleihen. Die Pantomime verwarf Heinicke nicht, er sah in ihr, dem ungebildeten Taubstummen gegenüber, ein sehr brauchbares Bildungsmittel, das aber durch die Wortsprache mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt werden müsse. Auch die Schrift — behauptete er — könne nie bei dem von Geburt aus Tauben die Grundlage der Begriffsentwicklung, deshalb auch nie Form seines Denkens werden.

Also das gesprochene Wort, jedoch unterstützt von Pantomime und Schrift, bildete die Grundlage, auf der Heinicke die Bildung seiner Taubstummen aufbaute, während Abbé de l'Épée eine ausgebildete Pantomime, unterstützt vom Fingeralphabeth und der Schrift, für ausreichend hielt.

*) Dr. Neumann. Die Taubstummenanstalt zu Paris. Königsberg 1827.

Ueber diese Grundsätze gerieth nun Heinicke zunächst mit dem Abbé Stork in Wien, einem Schüler de l'Épées — demselben, den Kaiser Joseph nach Wien gesandt — in gelehrten Streit, an dem zuletzt de l'Épée sich selbst betheiligte. Persönlich haben sich die beiden Hauptgegner nie kennen gelernt und zu einer Einigung zwischen ihnen ist es auch nicht gekommen. Das Urtheil der Zeitgenossen entschied gegen Heinicke. Er war in der Dialectik seinem fein gebildeten Gegner nicht gewachsen und gab sich durch unüberlegte Ausdrücke manche Blöße, die von der andern Parthei geschickt benutzt wurde. Zuletzt griffen seine Gegner — de l'Épée jedoch niemals — zu Verleumdungen und Verbächtigungen und so kam es, daß auch in Deutschland die ersten Anstalten nicht nach Heinicke'schen Grundsätzen, sondern nach französischer Methode eingerichtet wurden. Eins diente namentlich dazu, ihn in den Augen seiner Gegner herabzusetzen. Um die Aussprache der Vocale bei seinen Schülern recht rein und scharf erzeugen zu können, glaubte Heinicke in dem Geschmackssinn ein Mittel gefunden zu haben. So gab er reines Wasser zu a, Zuckerwasser zu o, Baumöl zu u, Wermuthextract zu e und scharfen Essig zu i. Er wollte im Geschmack etwas dem Gehör Aehnliches finden und meinte nun, daß, wenn der Schüler den Eindruck des Geschmacks mit dem der Articulation gleichzeitig empfinde, dadurch der Reinheit des Aussprechens bleibende Dauer und Festigkeit gegeben werde. Dies Verfahren wurde aber nur bei ältern, weiter vorgeschrittenen Zöglingen angewendet. Wohl legte Heinicke großen Werth auf dies „Arkanaum“, wie er es selbst nennt. Die Neuzeit hat bewiesen, daß er hier irrte; aber ein Marktschreier, wie ihn als solchen seine Gegner hinstellen wollten, ist er ebenso wenig, wie der Arzt alter Zeit, der mit mächtigen Flaschen voll Arznei seine Kranken zu heilen sucht. Gerechter ist die Neuzeit ihm geworden. Selbst in Anstalten, die von de l'Épées Schülern gegründet wurden, wie in Wien, Prag u. s. w. ist die Fingersprache ganz verschwunden und die Lautsprache eingeführt worden. Samuel Heinicke starb am 30. April 1790. Seine Grabstätte ist unbekannt, kein Dichter hat ihn befangen, kein Denkmal erinnert an ihn. Er hat sich aber mit der Gründung der Leipziger Anstalt ein bleibendes Gedächtniß gestiftet und Tausende von Taubstummen nennen mit Liebe und Dank seinen Namen. Mit Recht sagt

sein Nachfolger M. Reich von ihm: „Sei es auch, daß die äußere Form, in welcher das geistige Leben dieses ehrwürdigen Mannes hervortrat, das Gepräge einer spät erst erhaltenen wissenschaftlichen Bildung an sich trage; sei es, daß er sich in gelehrte, vielleicht außer seinem Kreise liegende Streitigkeiten einließ, die ihm keinen Gewinn brachten; wer bei Abwägung seines Werthes als Mensch und Gelehrter die Umstände, unter welchen seine Bildung begann und fortschritt, mit auf die Waage legt, der wird bald das, was nur in den Augen unfundiger oder scheelsüchtiger Richter zu seinem Nachtheile sprechen kann, von dem, was an ihm edelkräftig war, und was er nicht allein als sich selbst erst Bahn machender, practischer Lehrer, sondern auch durch seine Schriften, besonders über Taubstummenbildung, Gutes gewirkt oder doch ange-regt hat, bei weitem überwogen sehen. Ist ihm auch weniger Ruhm zu Theil worden, den die Mehrzahl seiner Mitbürger dem Fremden zuzuwenden geneigt war, so ist ihm doch der Dank seiner nach ihm lehrenden Schüler und die Achtung vieler unbefangener Freunde des Wahren und Guten im In- und Auslande geblieben, und die Heinicke'sche Schule gewinnt immer mehr Freunde.“ Noch heute findet man vielfach die Ansicht ausgesprochen: Aller Taubstummenunterricht sei von Frankreich ausgegangen, und Heinicke wird entweder gar nicht genannt, oder er wird als de l'Épées Schüler hingestellt. Wird auch nicht immer in so grober Weise der Wahrheit in's Gesicht geschlagen, wie es in einem der letzten Jahrgänge des Gumpert'schen „Töchteralbums“ geschieht, wo eine Dame die Jugendjahre Heinicke's zum Gegenstand einer Erzählung gemacht hat und ihren Lesern darin mittheilt, daß Heinicke der Sohn eines Oberförsters bei Leipzig gewesen, daß er studirt, dann nach Frankreich gegangen und zu den Füßen de l'Épées's gesessen habe u. s. w.; so findet man doch auch in manchen pädagogischen Werken, daß Heinicke auf Kosten des Abbé herabgesetzt wird. Dr. Georgens und Deinhardt halten es in ihrer Heilpädagogik gar nicht der Mühe werth seinen Namen zu erwähnen und Hill in seinem Werke: „der gegenwärtige Zustand des Taubstummen-Bildungswesens in Deutschland“ beurtheilt ihn hart und einseitig.

Auch um die Volksschule hat sich Heinicke große Verdienste erworben, und in dieser Beziehung ist er geradezu von der Nachwelt vergessen worden. In einer demnächst erscheinenden ausführlichen Biographie des edeln Mannes werde ich sein Wirken für die Volksschule

besonders hervorheben und verweise hier nur zunächst auf einen Artikel, den ich in den „Leipziger pädagogischen Blättern“ im zweiten Hefte des 1. Jahrganges unter der Ueberschrift — Ein vergessener Pädagog des vorigen Jahrhunderts — veröffentlicht habe.

Heinicke's unmittelbare Schüler waren Petsche, der in Gemeinschaft mit Heinicke's Wittve die Leipziger Anstalt weiter führte, sein Schwiegersohn Esche, welcher die Berliner Anstalt gründete und sein Sohn Carl Heinicke, welcher in Grefeld ein Taubstummeninstitut gründete.

Obwohl die Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts über Europa und besonders über Deutschland hereinbrechenden Kriegsstürme der Entwicklung des Taubstummenbildungswesens nicht förderlich waren, so entstanden doch hie und da neue Institute. Leipzig war 1778 vorangegangen, in Wien wurde das Jahr, darauf, 1779 eine Taubstummenanstalt eröffnet, in Karlsruhe 1783, in Prag 1786, in Berlin 1788, in Breslau 1804, in Freisingen 1804, in Schleswig 1810, in Linz 1812. Freilich war damit nur einem kleinen Theile geholfen; aber die Aufmerksamkeit war einmal auf diese Angelegenheit gelenkt, und mehr und mehr nahmen sich in den nun folgenden Friedensjahren Regierungen wie Private der Taubstummen Sache an. Unter den Taubstummenlehrern, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Methode weiter führten und mehr und mehr vervollkommneten, sind vor allem Director M. Reich in Leipzig, gestorben 1852 und Zäger, zuletzt Pfarrer in Königs (Württemberg), gestorben 1864, zu nennen. Der allgemeine Aufschwung, den die Pädagogik in neuerer Zeit genommen, hat auch auf das Taubstummenbildungswesen der Gegenwart wohlthätigen Einfluß ausgeübt, und hier gehört Inspector Hill in Weiffenfels unter die Chorführer.

Wenn auch gegenwärtig in Deutschland gegen 80 Taubstummenanstalten bestehen, bleibt dennoch die Mehrzahl der bildungsfähigen Taubstummen von der Wohlthat eines entsprechenden Schulunterrichtes ausgeschlossen. Wie viel hier noch zu helfen ist, möge aus folgenden statistischen Nachrichten hervorgehen.*)

Ueber die Anzahl aller auf der Erde sich befindender Taubstummen hat man zwar keine genaue Kenntniß, da von vielen Theilen der

*) Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten in Deutschland. Herausgegeben von Dr. Matthias Friedberg. XII. Band. Seite 102.

Erde jede sichere Statistik fehlt; doch hat man berechnet, daß es ungefähr 850,000 Taubstumme auf der Erde giebt. Genauere Berechnungen besitzen wir über die Anzahl der Taubstummen einzelner Theile der Erde. In Europa stellt sich das Verhältniß der Taubstummen zur übrigen Bevölkerung wie 1: 1593. In den einzelnen Staaten Europas zeigen sich beträchtliche Schwankungen in diesem Verhältnisse. Das ungünstigste Verhältniß bietet die Schweiz dar, nächst dem Sardinien (Provinz Aosta, Savoyen), Norwegen, der Harz, Schwarzwald und Thüringerwald. Im Durchschnitt kommt hier auf 642 Bewohner ein Taubstummer, ja in einzelnen Cantonen der Schweiz stellt sich das Verhältniß sogar wie 1: 206, doch ist hierbei in Betracht zu ziehen, daß in den letzteren Gegenden Cretinismus und Blödsinn einheimisch sind. In Deutschland mag es etwa 36000 Taubstumme geben.

Die wenigsten Taubstummen haben Belgien, Holland, Dänemark (Skaaland und Falster) die Rheinprovinzen, Luxemburg und Bayern (?) indem sich das Verhältniß hier im Mittel wie 1: 2209 stellt.

In Berlin kommt nach einer Berechnung von C. Müller 1 Taubstummer auf 2907 Einwohner.

Noch einige andere interessante Thatfachen verdanken wir neueren statistischen Untersuchungen. Man hat gefunden, daß sich in den gebirgigen Gegenden viel mehr Taubstumme befinden, als in den flachen; auch in den Ländern, wo Taubstumme überhaupt häufiger vorkommen, trifft man dieselben in den gebirgigen Theilen besonders zahlreich. Desters findet man ferner Taubstumme dort, wo Ackerbau getrieben wird, seltener in den größern gewerbreichen Städten; besonders ist die angeborene Taubstummheit häufig unter der ländlichen Bevölkerung, während in den Städten die Fälle erworbener Taubstummheit vorherrschen. In den ärmeren Classen finden sich mehr Taubstumme vor, als in den vermögenderen. Die Anzahl der männlichen Taubstummen überwiegt die der weiblichen bedeutend, wobei man sich aber vergegenwärtigen muß, daß zwar im Allgemeinen mehr Knaben als Mädchen geboren werden, dafür aber auch in den ersten Lebensjahren mehr Knaben als Mädchen sterben, so daß die weibliche Bevölkerung die männliche etwas überwiegt.

Preußen hat in seiner gegenwärtigen Gestalt gegen 24,000000 Einwohner und darunter etwa 17000 Taubstumme, etwa 4000 davon haben das schulpflichtige Alter; aber in den 36 preussischen Taubstum-

menanstalten und Schulen sind höchstens 1400 untergebracht. Besser ist in Sachsen und in den kleinern deutschen Staaten für diese Armen gesorgt.

Die 36 preussischen Anstalten oder Schulen befinden sich in Berlin, Königsberg, Angerburg, Braunsberg, Marienburg, Posen, Stettin, Stralsund, Köslin, Breslau, Ratibor, Liegnitz, Halberstadt, Erfurt, Weissenfels, Halle, Osterburg, Köln, Kempen, Mörs, Mühl, Neuwied, Aachen, Soest, Büren, Petershagen, Langenhorst, Erden, Hilbesheim, Osnabrück, Stade, Homberg, Hersfeld, Camberg, Schleswig, Frankfurt a. Main.

Bayern hat 13 Taubstummenanstalten: München, Straubing, Frankenthal, Regensburg, Beyreuth, Bamberg, Altdorf, Eichstädt, Schwabach, Ansbach, Würzburg, Augsburg, Dillingen.

Württemberg hat 5 Taubstummenanstalten zu Gmünd, Eßlingen, Nürtingen, Wilhelmsdorf und Winnenden.

Sachsen hat 2 zu Leipzig und Dresden.

Hessen hat 2 zu Bensheim und Friedberg.

Die übrigen deutschen Staaten haben je eine Taubstummenanstalt und zwar Baden—Meersburg; Mecklenburg—Ludwigslust; Oldenburg—Wildeshausen; Weimar—Weimar; Braunschweig—Braunschweig; Coburg—Gotha—Coburg; Meiningen: Hildburghausen—Hildburghausen; Lippe—Detmold—Detmold; Neuß—Schleiz; Hamburg, Bremen und Lübeck.

Der österreichische Kaiserstaat hat 15 Anstalten, zu Wien, Prag, Weizen, Linz, Lemberg, Leitmeritz, Graz, Preßburg, Brünn, Hall, Görz, Trient, Nikolsburg, St. Pölten, Klagenfurt.

Die Schweiz, in welcher sich verhältnißmäßig die meisten Taubstummen befinden, hat 14 Anstalten aufzuweisen. Frankreich hat 48, England 30, Belgien 11, Holland 3, Schweden 7, Rußland 3, Spanien 2, Portugal 1 Taubstummenanstalt.

Haben wir es nun in Deutschland auch noch nicht bis zur Gründung einer „Hochschule für Taubstumme“ gebracht, wie dies in Amerika geschehen ist, wo in Washington ein „Collegium für die höhere Ausbildung der Taubstummen behufs der Ertheilung collegialischer Grade“ besteht, so haben doch die deutschen Anstalten recht schöne Resultate ihrer Thätigkeit aufzuweisen, wie sich Jeder, der eine dieser Anstalten

zu besuchen Gelegenheit hat, überzeugen kann. Im Durchschnitt erreichen die Schüler einer Taubstummenanstalt in Kenntnissen und Fertigkeiten das Ziel einer gewöhnlichen Volksschule. Sind sie auch hier und da in den Realien etwas zurück, so stehen sie dagegen in den Fertigkeiten (Schönschreiben, Zeichnen etc.) gewöhnlich auf höherer Stufe. Sprechen lernen in deutschen Taubstummenschulen alle Zöglinge; freilich bringen es hierin nicht alle zu gleicher Höhe, und wir Taubstummenlehrer müssen es offen gestehen, daß gar manche unserer Schüler weit hinter dem Ziele zurückbleiben, während andere dagegen so rein und deutlich sprechen lernen, daß sie von jedem Hörenden verstanden werden. Verschiedenheit der Anlagen, längerer oder kürzerer Schulbesuch etc. spielen hier eine Hauptrolle. Großes haben aber einzelne Taubstumme dadurch erreicht, daß sie auch nach der Schulzeit unablässig an ihrer Weiterbildung gearbeitet haben. Jede Anstalt wird hierzu Belege bieten können. Hier seien nur zwei Männer genannt, die auch in weitem Kreise sich Anerkennung erworben haben — die beiden Taubstummenlehrer D. F. Kruse in Schleswig und C. W. Teuscher in Leipzig. Beide Männer, von Kindheit an taub, haben sich zu einer geistigen Höhe emporgearbeitet, die sie befähigt hat, selbst als Lehrer ihrer Schicksalsgenossen auftreten zu können. Kruse hat sogar als Schriftsteller bei seinen Fachgenossen sich einen rühmlichen Namen zu erwerben gewußt.

Carl Teuscher, gestorben im Jahre 1864, war als Lehrer in mancher Beziehung fast unerreicht, gleichsam ein Phänomen.*) Seine Sprache war so rein und verständlich, daß Viele längere Zeit mit ihm verkehrten, ohne zu merken, daß er von Kindheit an taub gewesen. Dabei besaß er ein technisches Geschick, das fast an's Unglaubliche grenzte. Fast vom Zusehen lernte er Tischlern, pappen, Körbe flechten, u. s. w. Im Zeichnen, Schlittschuhlaufen, Schwimmen, Reiten, Turnen, Billardspielen war er Meister, wie alle bezeugen werden, die ihn näher gekannt haben, und er war in Leipzig eine bekannte Persönlichkeit. In schriftstellerischer Beziehung ist er weniger thätig gewesen,

*) Hiermit will ich aber keineswegs beweisen, daß Taubstumme sich ganz besonders zu Lehrern für Taubstumme eignen. Unsere deutsche Schule fußt auf der Lautsprache und deshalb kann der Taubstumme, abgesehen von andern Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, nie die Stelle eines hörenden Lehrers ersetzen. Teuschers sonstige glänzenden Eigenschaften ließen diesen Mangel weniger hervortreten. Er stand eben einzig da.

doch sind in dem von Dr. Hirzel herausgegebenen „Hauslexicon“ eine nicht geringe Anzahl Artikel von ihm bearbeitet worden. — Gipfelt sich in solchen Erscheinungen gleichsam die Taubstummenbildung, so ist doch in Deutschland noch keiner als Doctor oder Professor creirt worden. Weiter als die beiden eben Genannten werden es die Amerikaner auch nicht gebracht haben, und so wird jedenfalls bei näherer Betrachtung jene amerikanische Hochschule zu einer ganz gewöhnlichen Fortbildungsschule für Taubstumme herabsinken, wie solche auch in Deutschland mit manchen Instituten verbunden sind.

Noch sei hier erwähnt, daß im Jahre 1859 sich bekanntermaßen das Gerücht verbreitete, der Prinz von Frankreich sei taub. In Folge davon stellte die Redaction*) des Organes der Taubstummen und Blindenanstalten die Preisfrage auf: Könnte wohl nach den bis jetzt über die geistige Natur, die moralischen Eigenthümlichkeiten und die Erfolge des Taubstummen=Unterrichtes gemachten Erfahrungen ein Taubstummer zur selbstständigen Verwaltung des höchsten Amtes auf Erden, des Herrscheramtes, befähigt werden?

Nur eine Arbeit war eingegangen. Die Ursache, daß nur eine kam, mochte darin liegen, daß die Taubstummenlehrer zu tief das Gebrechen der Taubstummheit und seine Folgen kannten; die Preisfrage konnte nur verneinend beantwortet werden, und dann schwand das Interesse daran. Der Verfasser jener Arbeit war aber doch zu dem Resultate gekommen: „Im Allgemeinen kann man annehmen, daß der (taubstumme) Prinz seine hohe Mission als eines Staatsoberhauptes mit eben demselben Geschick, Klugheit und Takt und derselben Treue und Gewissenhaftigkeit erfüllen werde, und kann daher Land und Volk nur Glück wünschen, wenn er würdig befunden wird, auf den väterlichen Thron erhoben zu werden.“

Die Arbeit wurde des Preises nicht für würdig befunden. Einer der Preisrichter, Director Schibel in Zürich, erklärte mit vollem Rechte: „Wir erkennen in den Obliegenheiten eines Regenten so hohe Aufgaben, daß es einem hörenden, höchst begabten und mit der vollendetsten staatswissenschaftlichen Bildung ausgerüsteten Fürsten schwer wird, sie in jeglicher Richtung stets vollkommen zu erfüllen, folglich auch der taubstumme Prinz nie im Stande wäre, der hohen Mission eines Regenten so zu genügen, wie es zum Staatswohle gefordert werden muß.“

*) Vergleiche Organ. Jahrgang 1859 und 1860.

Aber die Preisfrage war auch nach Frankreich gedrungen und von Puybonnieux, dem Herausgeber des Impartial (eine dem Taubstummenwesen gewidmete, jetzt eingegangene Zeitschrift) mit folgenden echt französischen Bemerkungen veröffentlicht worden: „Unsere überrheinischen Nachbarn mögen sich beruhigen, der kaiserliche Prinz von Frankreich ist weder taubstumm noch blind, er besitzt alle körperlichen Eigenschaften, welche eine privilegirte Organisation ausmachen, er ist in jeder Beziehung ein sehr schönes Kind. Die geistigen Eigenschaften anlangend, werden unsere Nachbarn, welche, wohlverstanden, im Latein stärker sind, als wir, das alte Wort kennen, das hier, wenn nicht alles trägt, eine neue Weihe erhalten wird: Non parturiunt aquilae columbas.*) Dies vorausgeschickt, finden wir nicht den mindesten Anstand dagegen, daß die angeregte Frage erwogen und gelöst werde, obgleich sie rein speculativer Natur ist und Vergangenheit und Zukunft hoffen lassen, daß sie es für immer bleiben werde. Im Uebrigen sehen wir nicht ein, warum ein taubstummer Prinz nicht dasselbe Recht haben sollte, zur Regierung zu gelangen, als derjenige, welcher, obgleich blind, gegenwärtig auf dem Throne von Hannover sitzt.“

In Betreff der Literatur über das Taubstummenbildungswesen ist vor Allem das „Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten in Deutschland und den deutschredenden Nachbarländern, herausgegeben von Dr. Matthias Friedberg, Verlag von Bindernagel und Schimpf“ hervorzuheben, welches gegenwärtig den 14. Jahrgang begonnen hat. Beachtenswerth ist ferner: „Der gegenwärtige Zustand des Taubstummen-Bildungs-Wesens in Deutschland. Von Hill, Inspector der Taubstummenanstalt zu Weiskensfels, Weimar, Böhlau.“ Ein Werk, das gewiß mehr Nutzen gebracht haben würde, wenn es nicht gar zu schroff geschrieben wäre.

Recht praktisch geschrieben ist „der Taubstumme und seine Bildung.“ Von F. D. Heil. Hildburghausen 1865.“

Von ältern Werken sind zu nennen:

M. Reich, der erste Unterricht des Taubstummen. Leipzig 1834.

Jäger, Anleitung zum Unterrichte taubstummer Kinder in der Sprache und in den andern Schullehrgegenständen. Stuttgart 1843

*) Die Redaction des „Organ“ antwortete hierauf: Soll uns freuen, wenn unsere Nachbarn durch den Sohn so glücklich werden, wie durch den Vater. Doch giebt es noch, wohlverstanden, ein lateinisches Sprüchwort, welches lautet: filii heroum noxae.

Fast gleichzeitig mit der Gründung der ersten Taubstummeninstitute wurden die ersten

Blindenanstalten

in's Leben gerufen. Auch diese Armen hatte man ihrem Schicksale überlassen. Die alten Griechen meinten sogar, daß mit dem Erblinden des leiblichen Auges die Sehkraft des geistigen Auges sich steigere. Homer soll blind gewesen sein. Teiresias wird mit seiner Erblindung ein Seher, und der Weltweise Democrit blendet sich selbst, um recht ungestört seinen philosophischen Betrachtungen folgen zu können. Auch in der nordischen Sage giebt Odin ein Auge hin, um aus Mimirs Quell Weisheit zu schöpfen. Blinde Seher und Künstler spielen aber nicht nur im Alterthume eine große Rolle, auch die neue Zeit weiß Manches von berühmten Blinden zu erzählen. Ich folge hier einem Artikel der Leipziger Novellenzeitung. Seit dem Vater Homer hat es immer viel blinde Dichter gegeben. Unter diesen erwähnen wir zuerst Milton, dann den Lübecker Leopold, der 1763 blind geboren wurde, la Motte-Houdard, Delille, die Margauerin Louise Egloff, welche in frühesten Kindheit blind geworden, und Pfeffel, den liebenswürdigen Fabeldichter. In spätem Alter erblindeten: Asconius Pedianus, berühmter Grammatiker des ersten Jahrhunderts; Didymus, ein berühmter Arzt in Alexandrien, gegen 395 gestorben; der Florentiner Brandolini, Redner und lateinischer Dichter, gestorben 1497; der ausgezeichnete italienische Grammatiker Pontanus; der deutsche Griesinger, der 7 Sprachen redete; der piemontische Philolog Grassi, gestorben 1831; der Professor Zeune. Hierher gehören auch die Botaniker Rumpf, Huber und Sussieu, der holländische Mathematiker Borghes, die Astronomen Galilei und Cassini. Der Preuze Dulon, ein ausgezeichneter Flötenspieler, war in dem Alter von 8 Jahren erblindet. Fräulein Paradies, eine berühmte Wiener Pianistin, war mit zwei Jahren erblindet. Der Bildhauer Gonnelli im siebzehnten Jahrhunderte erblindete im 10. Jahre und hat dennoch in seiner Kunst Meisterwerke geliefert. Es genügte ihm mit der Hand das Gesicht einer Person zu streichen, um die Züge derselben vollkommen treu wiederzugeben. Noch bewahrt man im Palast Barberini zu Rom von ihm eine Büste des Papstes Urban VIII. auf, die vorzüglich gelungen sein soll. In neuer Zeit hat sich der Bildschnitzer Joh. Kleinmanns von Nauders bei Meran einen Namen erworben.

Auch blinde Helden hat es gegeben. Dandolo, Doge von Venedig, war einer der Führer des Heeres, welche 1204 Constantinopel eroberten. Johann Ziska hatte als Kind beim Spiel ein Auge verloren, das andere verlor er 1420 bei der Belagerung von Raby, und dennoch erfocht der alte blinde Hund, wie er sich selbst nannte, nachher noch seine glänzendsten Siege. Der russische Chronist Nestor erzählt von einem blinden Führer der Waräger, Namens Sakun, der über seine Augen eine goldgestickte Binde getragen. Johann der Blinde, König von Böhmen, fand in der Schlacht bei Crech einen glorreichen Tod. Noch von manchem blinden Könige erzählt die Geschichte, hier aber werde noch eines Engländers gedacht, der auf dem Gebiete der Wissenschaft einen hervorragenden Namen gewonnen. Saunderson erblindete 1683, ein Jahr alt, durch die Blattern. Seiner vollständigen Blindheit ungeachtet studirte er mit Eifer die Wissenschaften und lehrte auf der Universität zu Cambridge mit dem glänzendsten Erfolge Mathematik und Optik. Bei ihm hatte der Sinn des Gefühls eine unglaubliche Feinheit erlangt. So vermochte er z. B. in einer Sammlung römischer Münzen die falschen von den echten zu unterscheiden, obgleich die ersten so geschickt nachgeahmt waren, daß sie sogar sehende Kunstkenner täuschten. Durch die Veränderung des Luftdrucks erkannte er, wenn ein Gegenstand vor ihn hingestellt wurde. Durch das Gehör, welches die leisesten Töne erfaßte, konnte er die Größe der Säle oder Zimmer beurtheilen, in welche man ihn führte, und die Entfernung, in welcher er sich von einer Mauer befand. Aus neuerer Zeit sind Baczo in Königsberg und der Blindenlehrer Knie in Breslau zu nennen, die sich als Schriftsteller ausgezeichnet haben.*)

Aber immer waren es nur einzelne Blinde, die durch besondere Begabung oder in Folge besonderer Verhältnisse sich zu höherer geistiger Ausbildung aufschwangen. Die große Mehrzahl verkam im leiblichen Elende und blieb in geistiger Nacht. Wie der blinde König Deipus von seiner Tochter Antigone von Ort zu Ort geführt wurde, so war dies auch das Schicksal der Blinden im Alterthume, im Mittelalter bis in die neueste Zeit herein. Nicht selten mußten diese Armen roher Lust zur Augenweide dienen. So hatte einst Kunz von Rosen, der bekannte Narr des

*) Weiteres hierüber in Ludwig von Baczo: Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten. Kottermund: Nachrichten von Blindgeborenen. Klein: Lehrbuch zum Unterricht der Blinden.

Kaisers Maximilian, in Augsburg alle Blinden zusammengebracht, ihnen eine Sau an einem Pfahl auf offenen Plätzen angebunden und jedem einen Kolben in die Hand gegeben.“ Welcher die Sau erschlage, daß soll sie sein. Da sind die Blinden zugefahren, haben einander nach der Sau über die Lend und Grind geschlagen, daß ihrer etliche zur Erde gesunken, was überaus lächerlich anzusehen.“

Erst vor hundert Jahren dachten zwei Deutsche an besondere Lehrmittel für Blinde. Es waren der berühmte Erfinder der Schach- und Sprechmaschine von Kempelen in Wien, der Lehrer des blinden Fräulein von Paradis und Niesen in Mannheim, der Lehrer des dort lebenden blinden Weisenburg. Blinde selbst fanden Mittel auf, sich zu bilden. So ließ sich das Fräulein von Paradis erhabene Landkarten sticken und setzte sich mittelst einer von Kempelen gefertigten Taschendruckerei mit dem bereits genannten Weisenburg in Briefwechsel.

An einem Herbsttag*) des Jahres 1771 gieng ein Mann durch die Straßen von Paris und sah sich in seinem Spaziergange plötzlich durch eine Menge Menschen gehemmt, die mit großer Belustigung einem sonderbaren Concerte zuhörten, das mitten auf der Straße vor einem Kaffeehause von etwa zehn Blinden aufgeführt wurde. Komisch gekleidet, mit ungeheueren Brillen von Pappe auf der Nase, standen die Unglücklichen vor Pulten und führten auf verschiedenen Instrumenten eine höchst erbärmliche Musik auf, zu welcher Einer unter ihnen, durch lange Ohren und einen Pfauenschweif verunstaltet, eben so jämmerlich sang. Der Wirth des Kaffeehauses hatte diese empörende Poffe veranstaltet, um sich dadurch Zuspruch zu verschaffen. Mit tiefer Entzückung beobachtete der Spaziergänger — es war Valentin Haüy, königlicher Dolmetscher bei der Admiralität und dem Pariser Stadtrathe und Bruder des berühmten Mineralogen Haüy — das klägliche Schauspiel und wollte eben weiter gehen, als einer der Blinden unter den Zuhörern kleine Geldbeiträge einzusammeln begann. Erstaunt bemerkte er, welche auffallende Geschicklichkeit jener Blinde beim Unterscheiden der verschiedenen Geldstücke zeigte, und diese Beobachtung rief bei ihm verschiedene Gedanken über das Schicksal dieser Armen wach. „Sollte denn mit diesen unglücklichen Menschen nichts Nützliches anzufangen sein! Sie irren ja nicht bei dem Gelde, das sie erhalten, warum

*) Petsche. Historische Nachricht von dem Unterrichte der Taubstummen und Blinden.

sollten sie nicht auch zur Kenntniß der Buchstaben und dadurch zu Anderem geführt werden können, wenn man ihnen dies greifbar und verständlich machen könnte?

Elf Jahre lang trug Haüy diese Gedanken mit sich herum, bis er ihn endlich, bestärkt und unterstützt vom Abbé de l'Épée, im Jahre 1784 zur Ausführung zu bringen beschloß. Wieder waren es einige Zufälligkeiten, die den letzten Anstoß gaben. Er sah, wie ein blindes Kind mit dem sehenden Bruder die Schule besuchte und nach beendeten Stunden den Knaben bat, ihm aus seinen Lehrbüchern vorzulesen, damit es sich weiter unterrichten könne; wie aber der Bruder die Bitte abschlug, weil er dadurch in seinem Spiele gehindert wurde. Gerade um diese Zeit war auch das Fräulein von Paradis nach Paris gekommen und ließ sich mit großem Erfolge in den geistlichen Concerten auf der Orgel hören. Haüy besuchte sie, lernte bei ihr verschiedene Unterrichtsmittel für Blinde kennen, wie die Landkarten und die Taschendruckerei und entschloß sich nun den längst gehegten Gedanken, Blinde zu unterrichten, in's Werk zu setzen.

Er suchte zunächst nach einem jungen Blinden, mit dessen Unterweisung er eine Probe machen könne. Der Erste, der ihm zugeführt wurde, war ein Jüngling von 18 Jahren, Franz la Sueur, der als Kind von 6 Wochen durch epileptische Zufälle erblindet war. Er hatte arme ehrbare Eltern; aber in Folge anhaltender Krankheit kam so drückender Mangel über die Familie, daß trotz allen Widerstrebens der Blinde an den Kirchthüren betteln mußte. Hatte er hier etwas erhalten, so brachte er es mit inniger Freude den Seinen und theilte mit drei Schwestern und drei Brüdern seinen Schatz. Unter solch traurigen Umständen empfing er bei Haüy den ersten Unterricht, wobei er aber immer seine Zeit theilte und die eine Hälfte auf sein Lernen, die andere aber auf der Seinen Unterhalt verwendete.

Nach einiger Zeit verlangte man von Haüy eine Probe seiner bisherigen Bemühungen, und dieser hielt in der Akademie eine Rede über den Unterricht der Blinden, die mit großem Interesse angehört wurde. In Folge davon veranlaßte ihn auch der Minister des Unterrichts in seiner Gegenwart eine Probe mit dem jungen Blinden vorzunehmen und überrascht von dem Resultate, sagte er ihm die Unterstützung der Regierung für eine größere Anstalt zu. Die nächste Veranlassung zur Gründung einer besondern Erziehungsanstalt aber gab die zu

Paris bestehende philanthropische Gesellschaft, welche, auf Hauy's Unternehmen aufmerksam gemacht, 12 arme Blinde verpflegen ließ und monatlich für jeden derselben 12 Livres gewährte.

Im Anfange meinte man, daß der Unterricht nur für einen oder den andern Blinden, den die Natur mit besonders feinem Gefühl ausgerüstet habe, von Nutzen sein werde. Da aber von den 14 Blinden, die sich in der jungen Anstalt vorfanden, nur drei hinter den andern zurückblieben, so gewann dieser Umstand das Vertrauen des Publikums, und man wurde von der allgemeinen Anwendbarkeit, sowie von dem Nutzen des Unterrichtes immer mehr überzeugt.

Zu Anfang des Jahres 1785 fand eine große Prüfung der Blinden in Gegenwart der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften statt, und diese stellten der jungen Anstalt ein so glänzendes Zeugniß aus, daß dadurch die Theilnahme des Publikums im höchsten Grade erregt wurde. Diesem Interesse verdankt das auf der Straße Notre Dame des Victoires befindliche Institutsgebäude mit der Inschrift „der leidenden Menschheit zum Besten“ seine Einrichtung. Bereits im Jahre 1787 belief sich die Zahl der Blinden, welche hier unterrichtet wurden, auf 170. Sie erhielten Unterricht in der Musik, indem man ihnen erhabene gedruckte Noten vorlegte; sie lernten aus Büchern lesen, deren Buchstaben, ebenso wie die Noten, erhabene gedruckt waren. Noten und Bücher druckten sie selbst. Zum Schreiben brauchte man einen Rahmen mit Drähten zur Trennung der Zeilen, welche über das zubeschreibende Papier gelegt wurde. Das Rechnen lehrte Hauy seinen Schülern durch Tafeln, worin die Zahlen, die den gedruckten Buchstaben ähnlich waren, in gerade unter einander stehende Löcher gesteckt wurden. Die Geographie wurde durch Landkarten gelehrt, auf denen Grenzen, Flüsse, Gebirge und Städte durch erhabene Linien und Punkte kenntlich waren. Weiter erhielten die Blinden Anleitung in verschiedenen Handarbeiten, als: Stricken, Spinnen, Schwurendrehen; sie verfertigten Bänder und flochten in Stroh und Rohr. Durch den Verkauf dieser Produkte gewann die Anstalt einen bedeutenden Zuschuß zur eigenen Unterhaltung.

Im Jahre 1791 wurde die Anstalt zur Staatsanstalt erhoben und mit dem Taubstummeninstitute vereinigt, von diesem aber schon 1795 wieder getrennt. Selbst unter den Stürmen der Revolution hielt sich die Anstalt, deren Gönner in der Schreckenszeit Robespierre

selbst war, und nur kurze Zeit erkaltete die Theilnahme dafür, die aber nach dem Feldzuge in Egypten, in dem sehr viele Franzosen erblindeten, aufs Neue erwachte. 1801 wurde das Institut mit dem Blindenhospital Quinze-Vingts verbunden, hier aber riß durch den Umgang mit vielen alten verwilderten Blinden solche Zuchtlosigkeit und Unordnung in der Anstalt ein, daß Hauy aus Aerger darüber sich zurückzog und eine Privatanstalt gründete, im Jahre 1806 aber auf Einladung Kaiser Alexanders nach Petersburg ging, um dort eine Blindenanstalt einzurichten. Bei dieser Reise berührte er Berlin und gab dort Veranlassung zur Gründung der Berliner Blindenanstalt. Im Jahre 1816 wurde die Pariser Blindenanstalt wieder vom Hospital getrennt und ihrer frühern Bestimmung zurückgegeben. Zunächst entstanden in England Blindenanstalten. In Deutschland ging Wien voran. Hier stellte 1804 der damalige Armendirektor Klein glückliche Versuche mit der Bildung einiger Blinden an und rief damit das große Wiener Blindeninstitut ins Leben, welches 1816 zur Staatsanstalt erhoben wurde. Bei der funfzigjährigen Jubelfeier dieser Anstalt ehrte der Statthalter Graf Chorinski den Begründer mit folgenden Worten: „Klein ist der Name, aber groß das Verdienst des Mannes, dessen Andenken wir heute feiern. Klein waren die Mittel, mit denen er begonnen, aber groß ist der Erfolg, den er erzielt hat. Klein war sein eignes Lob, aber groß und unauslöschlich ist der Dank, den wir ihm schulden und aus ganzer Seele zollen!“ 1806, wie schon oben erwähnt, wurde die Berliner Anstalt gegründet und Professor Zeune zum Direktor derselben ernannt. Er erwarb sich namentlich durch Vereinfachung des Blindenunterrichtes große Verdienste.

Valentin Hauy starb am 19. März 1822. Im Jahre 1861 ward ihm in Paris auf dem Boulevard des Invalides ein Denkmal errichtet und zur Enthüllung desselben waren die Direktoren sämmtlicher europäischen Blindeninstitute eingeladen.

In allen cultivirten Staaten befinden sich jetzt Blindenanstalten, und Deutschland zählt gegenwärtig deren etwa 30 mit ungefähr 7200 Zöglingen. Auch sie decken bei weitem nicht das Bedürfniß, denn in Deutschland gibt es über 40,000 Blinde. Die wichtigsten Institute in Deutschland, außer den beiden schon genannten, sind Prag, 1808 gegründet, Dresden 1809, Breslau 1818, Gmund 1823; Linz 1824, Freiburg, früher Mariahof bei Donaueschingen 1826, München, früher

Freising 1826, Braunschweig 1829, Halle 1829, Hamburg 1830, Frankfurt a. M. 1842, Friedberg 1850, Hannover 1843, Soest 1847, Düren 1845, Königsberg 1846, Wittstock 1853, Brünn 1847, Königsberg 1847, Stettin 1850, Warby 1858.

Außer deutschen Anstalten sind zu nennen: Liverpool 1791, Edinburgh mit zwei Anstalten 1793 und 1835, Bristol 1793, Dublin 1799, London 1799, Norwich 1805, Glasgow 1828, York 1835, Manchester 1837. Frankreich hat Anstalten in Bordeaux, Nancy, Caen u. s. w. In Petersburg wurde 1807 die erste Anstalt für Rußland gegründet, Stockholm 1808, Zürich 1808, Amsterdam 1808, Kopenhagen 1811, Presburg 1825, später nach Pest verlegt. Später entstanden Anstalten in Neapel, Mailand, Warschau, Philadelphia, in neuester Zeit auch in Leipzig.

Mit einem großen Theile dieser Institute sind zugleich Beschäftigungs- und Versorgungs-Anstalten für ältere Blinde verbunden, wie in Dresden, Prag, Wien u. s. w. Das älteste Hospital für Blinde ward 1260 nach dem Kreuzzuge Ludwigs des Heiligen in Paris unter dem Namen Quinze-Vingts gestiftet. Andere sind mit Taubstummen-Anstalten verbunden, wie in Gmünd, Zürich, Stockholm u. s. w.

Die Unterrichtsmittel für Blinde sind gegenwärtig im hohen Grade vervollkommenet. Die in Deutschland gewöhnlichste Druckschrift ist die römische Uncial- oder Lapidarschrift, in England ist namentlich Moon's Blindenschrift verbreitet und theilweis auch mehrfach in deutschen Instituten zur Geltung gekommen. In diesen beiden Systemen sind Bücher verschiedenster Art, vor Allem aber die Bibel den Blinden zugänglich gemacht werden. Beim Schreiben wird entweder die Braillesche Punktirschrift, der Telegraphenschrift ähnlich, oder die Hebold'sche Buchstabenschrift angewendet. Letztere namentlich im Verkehr mit Sehenden, da diese die Braillesche Schrift nicht verstehen. Vor allem wird in Blindenanstalten der Musikunterricht gepflegt und darin oft Hervorragendes geleistet. Ebenso ist in allen diesen Anstalten dafür Sorge getragen, daß die Blinden erwerbsfähig werden, und die Wahl eines guten Handwerksmeisters ist für sie von großer Wichtigkeit.

Es ist eine vielfach aufgeworfene Frage: Wer ist unglücklicher, der Taubgeborne oder der Blinde? Ohne darüber eine längere Untersuchung anzustellen, sei nur erwähnt, daß die Taubstummen die Blinden für unglücklicher halten und umgekehrt die Blinden die Taubstummen

für bedauerungswürdiger erklären. Die Blinden mögen wohl recht haben, denn bei ihnen ersetzt ein feines geübtes Ohr zwar nicht ganz den Mangel des Gesichts, aber doch in hohem Grade. Nun gehen ihm zwar die Begriffe von Licht und Farbe verloren; aber diese sind nicht wesentlich nothwendig zur höheren geistigen Ausbildung. Der Blinde ist im Besitze der Sprache, des höchsten Bildungsmittels und deshalb ist selbst der ohne Schule aufgewachsene Blinde geistig reicher als viele wohlgeschulte Taubstumme. Dagegen ist der Letztere äußerlich weniger hilflosbedürftig als der Blinde, und Taubstumme können in spätern Lebensjahren weit leichter in bürgerlicher Hinsicht selbstständig dastehen als Blinde.

Interessant ist in dieser Beziehung die Rede, welche der Professor Puyponnieux 1859 am Napoleonstage in dem Pariser Taubstummen-Institut hielt: Ich entnehme sie dem Organ für Taubstummen- und Blinden-Anstalten, Jahrgang 1860. 2. Heft. „Vergleichen Sie den Blinden und den Taubstummen! Bei dem Ersten ist das Gebrechen, wie bedeutungsvoll es auch sein möge, mehr physisch als moralisch. Der Blinde kennt aus den Mittheilungen, die er durch das Gehör erhalten, die materielle Welt, und seine Begriffe, wenn es ihnen unter gewissen Verhältnissen auch an Genauigkeit gebricht, sind doch vielleicht nicht minder zahlreich, als die eines gewöhnlichen Kindes. Er kann ohne Zweifel zuweilen Wirkliches für Eingebildetes und Eingebildetes für Wirkliches nehmen, aber da er versteht wie wir, was liegt daran, wenn er auch eine verworrene Vorstellung von Formen, Verhältnissen und Farben hätte? Der Taubstumme kennt dies Alles, es ist wahr; aber er kann nichts verstehen, als was er sieht, und was er sieht, versteht er immer nur sehr unvollkommen. Sein Wissen ist ganz materiell und durch seinen Gesichtskreis beschränkt. Wollen sie ein schlagendes Beispiel von dem Unterschiede zwischen diesen beiden Classen von Unglücklichen? Erzählen Sie zwei Kindern, das Eine blind, das Andere taub von Geburt und noch nicht unterrichtet, einige von den Thatsachen, welche eben jetzt (1859) zu der so glorreichen Kriegsgeschichte Frankreichs einige noch glorreichere Blätter hinzugefügt haben. — Der Blinde wird Sie verstehen, er wird Ihnen mit Begierde zuhören, er wird bald electrifirt sein durch die Erzählung der riesenhaften Kämpfe, deren Schauplatz die Ebenen der Lombardi gewesen sind; er wird sich begeistern für den Ruhm, er wird stolz sein auf sein Vaterland; aber der

Taubstumme? — Er wird theilnahmslos sein, wie die leblose Natur. Was weiß er, ob es ein Italien giebt und Oesterreicher und Franzosen, und Schlachten und Ruhm? Er hat sogar kein Vaterland. Die Geschichte ist ihm unbekannt wie die Zukunft. Welt und Zeit reichen bei ihm nicht weiter, als sein Auge. Aber noch mehr! Nicht allein weiß er nichts, Sie werden ihm auch Nichts begreiflich machen können, denn es steht Ihnen kein Mittel zu Gebote, in einen geistigen Verkehr mit ihm zu treten. Das Gebrechen des Letzteren ist also viel mehr moralisch, als physisch in seinen Folgen, und es ist der Sinn des Gehörs nothwendigerweise der, welcher in der ausgebehntesten und direktesten Weise zur Erwerbung von Begriffen mitwirkt. Es ist das vorzüglichste Agens, wesentlich sogar für die Verrichtungen des Verstandes, und wer seiner beraubt ist, beschränkt auf Wahrnehmungen und sichtbar Gegenwärtigem, auf vereinzelte und flüchtige Empfindungen, der ist kein denkendes Wesen mehr im rechten Sinne des Worts, der ist höchstens vernünftig durch Instinkt. Also meine Herren, absolute Unbekanntheit mit den Dingen, die sich außer der Gegenwart zutragen; die Unmöglichkeit, Ursache und Wirkung zu verstehen; das ist das traurige Gefolge der angeborenen Taubheit. Allein, ohne geistigen Führer und ohne Mittel der Mittheilung und der Unterweisung ist der Taubstumme nichts Anderes, als der Urmensch in die moderne Civilisation versetzt; der erste Adam, nach fünftausend Jahren und mehr wiederbelebt in der Mitte der Gesellschaft, zu der er keine Beziehung, mit welcher er keine Verbindung hat, dastehend wie in einem Traum, rückständig aller Errungenschaften des menschlichen Geistes, Nichts verstehend und unbekannt mit Allem, selbst mit dem Dasein und dem Namen Gottes! — Das ist der Zustand des ungebildeten Taubstummen und nun sehen Sie das Werk, das gethan werden muß, wenn das Ziel erreicht werden soll, das man sich bei seiner Unterweisung gestellt hat: setzen an die Stelle des mangelnden Sinnes ein künstliches Mittel, das nach einigen Jahren ihm möglich macht, die Zeiträume zu durchwandern, welche die geistige Welt durch Jahrhunderte lange Arbeit zurückgelegt hat, — bilden sein Herz, — entwickeln seine Anlagen, — wecken und erregen sein Urtheil, — ihn fördern auf den Standpunkt anderer Menschen, — ihm zugänglich machen das Vergangene und Gegenwärtige, — erheben seinen Geist bis zu Gott und ihm erkennen lassen ein besseres Leben; mit einem Worte, meine Herren, herabholen vom Himmel auf irgend

eine Weise das heilige Feuer, das seine Seele beleben und sättigen, aus dem unwissenden Geschöpfe ein vernünftiges, gebildetes, ja nützlich-Glied der großen Menschenfamilie machen kann.“ —

Wie unendlich beklagenswerth ist aber das Loos jener Unglücklichen, die zu gleicher Zeit blind und taub sind! Und doch hat auch hier die Pädagogik einen ihrer schönsten Siege gefeiert. Ich erinnere hier an die taubstummblinde Amerikanerin Laura Bridgman, deren Erziehungs-geschichte namentlich durch Boz (Dickens) weitem Kreise mitgetheilt worden ist.*) Bald nach ihrem Eintritte in die Bostoner Blindenanstalt im Jahre 1837, berichtet der Direktor Dr. Howe, der sich ihrer namentlich annahm, Folgendes: „Laura Bridgman, ein sehr hübsches, verständiges und lebhaftes, acht Jahre altes Mädchen, ist seit ihrer Kindheit völlig blind, taub und stumm und des Geruchsinnes, wie des Geschmacks beinahe beraubt. Hier ist eine menschliche Seele gleichsam in eine dunkle und schweigsame Marmorzelle, unzugänglich für den kleinsten Lichtstrahl oder den leisesten Ton, verschlossen, zu der alle Zugänge versperrt sind, und welcher nur das Gefühl und der Tastsinn übrig geblieben, um durch ihn allein mit Hülfe eines guten Menschen jene unsterbliche Seele zu wecken; und es könnte scheinen, als sei diese Seele eine vollkommene Leere; aber sie ist thätig und strengt sich fortwährend an, nicht nur sich mit der äußern Welt in Berührung zu setzen, sondern auch zu offenbaren, was in ihr selbst vorgeht.“ In den ersten Lebensmonaten war sie ein muntres hübsches Kind mit hellen, blauen Augen. Bald aber stellten sich gefährliche Krampfanfälle ein, so daß sie bis zu dem 20. Monate im höchsten Grade schwächlich und gebrechlich blieb. Dann aber verschwanden die Krämpfe; die Gesundheit des kleinen Mädchens kräftigte sich, seine Geistesfähigkeiten entwickelten sich ziemlich rasch, und es lernte sprechen. Da aber erkrankte das arme Kind aufs Neue, die Augen und Ohren entzündeten sich, und nach einiger Zeit bemerkte man, daß Gesicht und Gehör für immer zerstört waren, ebenso ward es durch die Krankheit des Geruchs und Geschmacks fast gänzlich beraubt. Erst im fünften Jahre war Laura so gekräftigt, daß sie, abgesehen vom Verlust der edelsten Sinne, gesund zu nennen war. Eine Zeit lang sprach sie noch die früher gelernten Worte, allmählig verlor sich auch dies und sie ver-

*) Vergl. Knie. Erinnerungen einer Blindgeborenen. Burdach: Blicke in's Leben. Pädagogische Vorträge. II. Heft II.

stummt vollständig. Nur der Tastsinn war ihr geblieben. Aber bei alledem zeigte sie sich regen Geistes; sie untersuchte Zimmer und Haus, lernte die Form, die Dichtigkeit, das Gewicht und die Temperatur der sie umgebenden Körper kennen, soweit sie dieselben auf ihre Hände legen konnte. Sie befühlte die Arme und Hände der Mutter, wenn diese beschäftigt war und versuchte deren Beschäftigung nachzuahmen. So lernte sie auf diese Weise etwas nähen und stricken. Als Mittheilungsmittel mit den Andern hatte sie selbst eine natürliche Zeichensprache erfunden, in welcher sie z. B. die Glieder ihrer Familie auf ganz sinnreiche Weise bezeichnet. Im neunten Jahre kam nun Laura in die Bostoner Blindenanstalt und hier nahm sich der Direktor Dr. Howe ganz speciell ihrer an. Eine Zeit lang scheu und verlegen, fühlte sie sich später in diesem Asyl, wo man ihr von allen Seiten mit Liebe entgegen kam, fast noch glücklicher als daheim. Mit den Localitäten bald ganz vertraut, lief sie trepp auf und trepp ab, fast so schnell, wie ein sehendes Kind, und die vierzig Personen der Anstalt kannte sie nach kurzer Zeit durch eine leise Berührung. Sie spielte, wie alle Mädchen ihres Alters gern mit der Puppe, und als sie eines Tages ihrer Puppe gegenüber die Rolle einer Krankenwärterin spielte, jauchzte sie laut auf, als Dr. Howe der Puppe an den Puls griff und ihr ein Pflaster auf den hölzernen Kopf legte. Jetzt sollte ein Versuch gemacht werden, Laura die Kenntniß der Buchstaben beizubringen.

Dr. Howe begann damit, daß er auf allgemein gebrauchte Dinge, wie Messer, Gabel, Löffel, Schlüssel u. s. w. Zettel kleben ließ, auf welche der Name des Geräths in erhabenen Buchstaben gedruckt war. Laura untersuchte die Buchstaben sehr genau, und fand bald, daß die gekrümmten Linien des Wortes Löffel (spoon) ebensoviele von den gekrümmten Linien des Wortes Schlüssel (key) unterschieden waren, wie die Form des Löffels von der des Schlüssels. Jetzt wurden ihr Zettel in die Hände gegeben, auf denen dieselben Worte erhaben gedruckt waren; sie bemerkte bald, daß diese den auf die Geräte geklebten ähnlich waren und legte den Zettel „Schlüssel“ auf den Schlüssel und den Zettel „Löffel“ auf den Löffel. Dasselbe Verfahren befolgte man mit allen Gegenständen ihrer Umgebung. Später wurden statt auf Zettel die einzelnen Buchstaben auf besondere Stückchen Papier gedruckt und dieselben so nebeneinander gelegt, daß das Wort Löffel, Schlüssel, Bach 2c. zu lesen war. Der Lehrer warf dann die Buchstaben

des Wortes Löffel auseinander, und setzte es sodann wieder zusammen. Laura befühlte dabei seine Hände und ahmte dies Verfahren richtig nach.

Bis jetzt war nach dem Berichte des Dr. Howe — das Verfahren mechanisch gewesen und der Erfolg ungefähr derselbe, als wenn man einem recht klugen Hunde mehrere Kunststücke lehrte. Das arme Kind hatte in stummen Staunen geduldig alles nachgeahmt, was ihr der Lehrer vormachte. Bald aber fand sie die geistige Beziehung des Schriftworts zu dem mit ihm bezeichneten Gegenstande. Und als sie zum erstenmal den Zettel „Schlüssel“ nicht auf den Schlüssel legte, der bisher im Unterricht gebraucht worden war, sondern den hierbei noch nicht benutzten Thüreschlüssel herbeibrachte, da war aus ihren freudigen Mienen zu erkennen, daß ihr die Bestimmung der Schriftzeichen als eines Mittels, die Gedanken anderer zu verstehen, klar geworden war. Immer mehr erweiterte sich ihr Wortreichthum. Ihr Verstand begann zu arbeiten, denn sie hatte nun ein Mittel, sich ein Zeichen von dem, was vor ihrer Seele stand, zusammenzusetzen und dies einer andern Seele zu zeigen. Jetzt war sie nicht mehr einem Hunde oder Papagei zu vergleichen; der unsterbliche Geist ergriff begierig das neue Glied der Vereinigung mit andern Geistern. Um sich schneller mittheilen zu können, erlernte Laura das Fingeralphabet und gelangte bald darin zu bedeutender Fertigkeit. Um nun die Antworten zu verstehen, faßte sie die Hände der sich mit ihr unterhaltenden Person und folgte durch den Tastsinn jeder Bewegung der Finger und der dadurch ausgedrückten Worte.

Höchst interessant war das erste Zusammentreffen mit der Mutter. Dr. Howe erzählt: Die Mutter blickte eine Weile mit überströmenden Augen auf ihr Kind, das, ganz unwissend über ihre Gegenwart, im Zimmer umherspielte. Jetzt rannte Laura gegen sie an, begann sogleich die Hände ihrer Mutter zu befühlen, ihren Anzug zu untersuchen, um zu sehen, ob sie diese Person kenne. Doch da ihr dies nicht gelang, so wandte sie sich von ihr ab, wie von einer Fremden, und die arme Frau konnte den Schmerz, den sie fühlte, als sie sah, daß ihr eigenes geliebtes sie Kind nicht mehr kannte, nicht verbergen. Sie gab hierauf dem Kinde eine Perlenkette, die sie zu Hause zu tragen pflegte, welche Laura sofort wieder erkannte; sie wand sie mit großer Freude sich um den Hals und sucht mich (Dr. Howe) begierig auf, um mir zu sagen, daß die Kette aus ihrem Vaterhause sei. Die Mutter versuchte jetzt, sie zu lieblosen,

allein die arme Laura stieß sie zurück und zog es vor, bei ihren Gespielinnen zu bleiben. Jetzt wurde ihr ein anderer Gegenstand aus dem väterlichen Hause gegeben, und sie fing an, sehr aufgereggt zu werden. Sie untersuchte die Fremde genauer und gab mir zu verstehen, daß sie wisse, diese Person komme aus der Heimath; sie ließ sich nun sogar ihre Liebkosungen gefallen, verließ sie jedoch bei dem geringsten Zeichen mit Gleichgültigkeit. Jetzt wurde es peinlich, den Kummer der Mutter zu sehen, denn obgleich sie gefürchtet hatte, daß sie nicht erkannt werde, so war doch die Wirklichkeit zu schmerzlich für das arme Mutterherz. Nach einer Weile, als die Mutter sich wieder nahte, schien eine unbestimmte Idee durch Laura's Seele zu schießen, daß dies keine Fremde sein könne; sie betrachtete daher die Hände derselben sehr eifrig, während ihr Antlitz den Ausdruck des gespanntesten Interesses annahm; sie wurde todtensblaß und dann plötzlich roth; die Hoffnung schien mit Zweifel zu kämpfen.

In diesem Augenblicke peinlicher Ungewißheit zog die Mutter sie zu sich und küßte sie voll Liebe; jetzt leuchtete dem Kinde auf einmal die Wahrheit ein; alles Mißtrauen, alle Aengstlichkeit schwand, als sie sich mit dem Ausdruck der höchsten Freude an den Busen der Mutter warf und sich ihren liebenden Umarmungen überließ. Jetzt blieben Perlen und anderes Spielzeug, ebenso ihre Gespielinnen ganz unbeachtet; sie blieb nun bei der Mutter und umschlang sie mit lebhafter Freude.“

Die weitem Berichte zeigen, wie Laura durch Hilfe der Schrift immer weiter geführt und nach Jahren sich selbst schriftlich recht geläufig ausdrücken gelernt hat.

Ein ähnliches schönes Resultat wie Dr. Howe mit Laura Bridgman erzielte der Direktor der Lausanner Blindenanstalt mit dem männlichen Taubstummbinden Jakob Eduard Mestree. Beim se ein Jahr alt, wurde dieser Unglückliche in Folge der Blattern taub und im siebenten Jahre erblindete er durch einen Schuß. Einer seiner Spielkameraden spielte mit einer mit Schrot geladenen Flinte, zielte nach der Thür und eben, als der kleine Taubstumme hereintrat, ging der Schuß los und verwundete denselben zwar nicht lebensgefährlich, zerstörte aber für immer die Augen. Da die Eltern sehr arm waren, so kam es, daß Mestree bereits 18½ Jahr alt war, als er, unterstützt durch edle Menschen, in die Anstalt eintrat. Die Schriftsprache erlernte er in ähn-

licher Weise wie Laura Bridgman. Ebenso bediente er sich bald des Fingeralphabethes und machte auch in der Erlernung des Drechslerhandwerks er bald bedeutende Fortschritte. Unendlich schwierig war es aber ihm bis zu einem gewissen Grade die Wortsprache (die französische) beizubringen.

Direktor Hirzel erzählt: „Indem ich eine Hand Mestree's auf meine Brust legte und gegen die andere Hand blies, ließ ich ihn zugleich meinen Hals befühlen, während ich den Vocal a aussprach, und veranlaßte ihn, selbst einen Luftstrom aus der Brust auszustößen, um seinen Kehlkopf in Schwingung zu setzen. Auf diese Weise erlangte ich den ersten Vocal. Hierauf bot sich eine neue Schwierigkeit dar, da der Zögling sich diesem Verfahren widersetzte, indem er sagte (durch die Fingersprache): Leute, die weder sehen noch hören, wären nicht im Stande zu sprechen, und diese Anstrengungen ermüdeten ihn. In dieser Verlegenheit nahm ich meine Zuflucht zu seinen sinnlichen Neigungen, und das Mittel gelang. Da ich seine Vorliebe für Cigarren kannte, so versprach ich ihm solche nach Belieben, wenn er fortführe, sich gelehrt zu zeigen, und er unterzog sich nun diesen mühsamen Uebungen, von denen er keinen Nutzen sah. Nachdem ich wiederholt seine Stimmwerkzeuge in richtige Lage gebracht hatte, gelangte er dahin, die Vocale a und o ziemlich rein auszusprechen. Aber bei den weitem Fortschritten stieß ich auf Hindernisse, die mir anfangs unübersteigbar erschienen, und 14 Tage lang scheiterte jeder Versuch, ihm dem Unterschied zwischen ä, a und o beizubringen. Endlich gelang es doch, zumal der Schüler immer willig blieb. Jetzt lehrte ich ihm das Wort Ami (Freund), welches der Taufname eines unserer Blinden ist, und jedesmal, wenn Mestree das Wort aussprach, kam Ami zu ihm. Mestree bemerkte es mit Ueberraschung und entdeckte so, daß man mit Hilfe des Worts in die Ferne verkehren könne. Seine Freude war unaussprechlich; von diesem Augenblicke an rief er alle seine Gefährten mit ihren Namen und fing aus eigenem Triebe an, alle Worte, die er gelernt hatte, für sich allein mit lauter Stimme zu sprechen. Im Jahre 1847 heißt es vom Jahresberichte der Anstalt: „Es wird genügen, zu erfahren, daß Eduard Mestree, der bei seinem Eintritte in die Anstalt nur die unarticulirten Töne der Unglücklichen hören ließ, die Sprache und Gehör verloren haben, jetzt deutlich genug spricht, um sich verständlich zu machen. Im Jahre 1851 war Direktor Hirzel in

Amerika und lernte dort Laura Bridgman persönlich kennen. In einem Briefe an den Blindenlehrer Knie stellt er dann eine Parallele zwischen den beiden Taubstummblinden an: „Was das Aeußere betrifft, so ist jene ziemlich hübsch, während dieser in seinem Gesichte nichts Anziehendes hat, aber dem Verstande nach halte ich den letzteren der Laura wenigstens gewachsen. Beide sind sehr aufgeweckt, sehr lebenswürdig, sehr fröhlich und folglich sehr glücklich. Laura Bridgman hat vor Meystre den allgemeinen Vortheil voraus gehabt, daß sie ihre Erziehung ungefähr 11 Jahr früher als dieser antrat, und dieser Umstand hat ihre Sprache verhältnißmäßig viel mehr entwickelt. Laura sprach aber nicht die Lautsprache wie Meystre und in dieser Beziehung hat dieser unbestritten einen Vortheil vor ihr aus. — Wenn ich wiederholt die Erziehung eines Taubstummblinden unternehmen müßte, so würde ich mir wiederholt die Mühe geben, ihm die Articulation zu lehren. Laura Bridgman schreibt mit der Bleifeder merkwürdig gut. Eduard ist hierin nur erst ein Anfänger; doch weiß er sich ziemlich gut zu helfen. In Beziehung der mechanischen Talente halte ich Meystre der Laura Bridgman für weit überlegen. Er zeichnet sich durch eine ganz eigene Geschicklichkeit aus und handhabt z. B. das Beil mit einer Genauigkeit, ja mit einer Kühnheit, die wahrhaft erschreckt, und seine Dreharbeiten haben die Vollkommenheiten eines Künstlers. Zwei Ringkasten und ein Uhrgehäuse, die er verfertigt hat, sind im verflossenen Jahre in der Londoner Ausstellung gewesen; leider hatte man im Katalog nicht angezeigt, daß der Verfertiger ein Taubstummblinder gewesen.“

Aber nicht nur Amerika und die Schweiz haben solche außerordentliche Erziehungsergebnisse aufzuweisen, auch in deutschen Anstalten sind mit Taubstummblinden die glücklichsten Erfolge erzielt worden. So erzählt der jetzt verstorbene Direktor der Dresdner Blindenanstalt Dr. Georgi in dem Jahresberichte von 1861 die Geschichte „eines Einsinnigen“. Max Alphons N., 1844 geboren, der Sohn eines herabgekommenen Advokaten, trug schon von Geburt an in seinem Körper die Spuren der väterlichen Sünden. Im 10. Jahre wurde der Knabe von einer heftigen Entzündung der Augen und Gehörorgane befallen. In Folge davon erblindete er, und zugleich trat ein solcher Grad von Schwerhörigkeit ein, daß man mit dem übrigen überaus geduldigen Kinde nur mit Hilfe eines Hörrohres verkehren konnte. Nach seiner

Genesung ward der kleine Blinde der Dresdner Blindenanstalt zugeführt, in der er besonderen Privatunterricht empfangen mußte, da er bei dem gemeinschaftlichen Unterrichte die Stimme des Lehrers nicht vernehmen konnte. Namentlich nahm sich der damalige Oberlehrer Reinhardt, der jetzige Direktor der Anstalt, der armen Knaben in aufopferndster Weise an. Der Erfolg war ein sehr günstiger, denn der Knabe entfaltete nicht bloß treffliche Anlagen des Geistes bei reger Wißbegierde und gutem Gedächtnisse, sondern auch lebenswürdige Eigenschaften des Gemüths. Er reifte nach und nach zu einem denkenden, gemüthvollen und gebildeten Menschen und konnte, mit vollkommen hinreichenden Elementarkenntnissen versehen, nach seiner Confirmation die Schule verlassen. Nur im Schreiben stand er zurück, hatte dagegen im Lesen plastischer Druckschrift ziemliche Geläufigkeit erlangt. Jetzt erlernte er das Korbmacherhandwerk, machte auch darin ungewöhnlich rasche Fortschritte; da kehrte aber sein altes Leiden von Neuem zurück, und in Folge davon mußte der Arme in das Landes-Krankenhaus zu Hubertusburg gebracht werden mußte. Er genas dort wieder; aber nun war er vollständig taub geworden, ebenso war der Geruch gänzlich verschwunden und der Geschmack in der empfindlichsten Weise beeinträchtigt. Auch Sprachlosigkeit schien sich mit der Taubheit eingestellt zu haben. In diesem Zustande ward der Unglückliche 1862 aus dem Krankenhause entlassen. Ein 19jähriger, geistig aufgeweckter und zu selbstständigem Denken gelangter Jüngling, mit einem warm empfindenden Herzen und entwickelten Gemüthsleben; — aber blind, taub, stumm, ohne Geruch und fast ohne Geschmack, so stand der Aermste als völlig isolirt da, und nur die schwachen Fäden des Tastsinnes verbanden ihn mit der Außenwelt.

Direktor Georgi brachte ihn nach der kleinen Blindencolonie Stößitz bei Riesa, wo unter Leitung eines blinden Korbmachers sechs vormalige Zöglinge der Dresdner Blindenanstalt mit vielem Erfolge das Korbmacherhandwerk betreiben, indem sie der Leipzig-Dresdner Eisenbahn den Bedarf von Cokskörben zu liefern haben. Der Einsinnige, denn so ist der Unglückliche nun wohl zu nennen, mußte nicht, wer ihn abholte und erkannte auch in Stößitz nicht die ehemaligen Schulgenossen. — Lange Zeit lebte er mitten im Wogenschlage der Zeit, wie ein durch einen Bergsturz Begrabener, denn alle Vorgänge des Lebens gingen spurlos an ihm vorüber. An die Arbeiten seiner Berufsgenossen aber schloß

er sich sofort mit Eifer an und durch Führung der Hände wurden ihm seine Fehler gezeigt, die er sofort unverdrossen zu verbessern suchte. Im Hause selbst gelangte er bald zu einer genauen Ortskenntniß; in der Umgebung des Hauses blieb er aber sehr ängstlich und wagte sich kaum einige Schritte in's Freie.

Bei einem wiederholten Besuche in Stöfz fand Direktor Georgi, daß der Arme immer noch nicht mit seiner Umgebung bekannt, wohl aber, daß er noch im Stande sei, plastische Schrift, die sogenannte Punktirschrift der Stuttgarter Bibelanstalt zu lesen. „Zufällig war der 27 Psalm aufgeschlagen, und er las vom 8. Verse an die Worte: „mein Herz hielt dir vor dein Wort 2c.“ Aber er las lautlos und bewies nur durch das Fortrücken der Hände, daß er lese. Bei den Worten des 9. Verses: „laß mich nicht und thue nicht von mir die Hände ab, Gott mein Heil. — Da tropften stille Thränen aus seinen Augen. Er hatte also wirklich gelesen. Er hatte das Gelesene begriffen und auf sich angewendet.“ Bald brachte man ihn auch dazu, daß er, wenn auch nur leise lächelnd, aber doch vernehmbar die Worte aussprach. Mit Hilfe einer einfachen Druckvorrichtung gelang es, sich ihm weiter verständlich zu machen und ihn über seinen Aufenthalt und seine Umgebung aufzuklären. Später, durch wohlwollende Freunde aufmerksam gemacht, fand man ein recht einfaches Mittel, mit dem Einsinnigen zu verkehren: man schrieb ihm in die Hand, und als ihm dies weniger zusagte, auf den Rücken. Da fühlte er sofort die Worte und verstand sie. Im Jahre 1862 wurde dem Einsinnigen die Freude zu Theil, daß der König Johann von Sachsen ihn und seine Schicksalsgenossen in Stöfz besuchte. Eine Folge dieses hohen Besuches war, daß das niedrige mit Stroh gedeckte Haus einem hübschen, zweckmäßig eingerichteten Hause weichen mußte. Im Oktober 1863 ist der Unglückliche gestorben.

In den letzten Jahren wurde abermals ein Jögling der Dresdner Blindenanstalt taub und dem Landeskrankenhanse zu Hubertusburg übergeben. Dort nahm sich besonders der Lehrer der dortigen Blindenvorschule Kiemer seiner mit dem günstigsten Erfolge an.

Man rechnet, daß etwa auf eine Million Menschen ein Taubstummblinder kommt.

Die jüngsten Bestrebungen auf dem Gebiete der Heilpädagogik gelten der

Eretinen- und Idiotenbildung.

Ein weites reiches Arbeitsfeld ist hiermit erschlossen worden, denn die Zahl dieser Unglücklichen ist größer, als die der Taubstummen und Blinden. In Sachsen kommt etwa auf 1385 Einwohner 1 Blinder, auf 1636 ein Taubstummer und auf 497 ein Blödsinniger. In andern Staaten ist es theils besser, theils schlimmer, da hier namentlich die Bodenverhältnisse eine große Rolle spielen.

Auf 10,000 Einwohner kommen in	Blinde	Taubstumme	Blödsinnige
Baiern	5	5	5
Hannover	7	7	7
Schleswig-Holstein	6	5	12
Sachsen	7	6	20
Württemberg	7	11	22
Großherzogthum Hessen	7	11	8
Dänemark	7	6	15
Großbritannien	10	6	6
Belgien	10	5	5
Frankreich	11	6	10
Norwegen	19	8	25

Am meisten aber ist die Schweiz mit solchen Unglücklichen heimgesucht, denn dort finden sich Dörfer, in denen fast mehr Eretinen und Idioten, als geistig gesunde Menschen sind.

In Betreff der hier vorauszuschickenden Begriffserklärungen folge ich einer auf diesem Gebiete anerkannten Autorität, dem Medicinalrath Dr. Brandes in Hannover. Er sagt in seinem Werke: „der Idiotismus und die Idiotenanstalten. Hannover 1862.“ — „Unter Idiotismus versteht man jene Art des Schwach- und Blödsinnes, in welchem die Geisteskräfte sich niemals oder doch nur sehr mangelhaft entwickelt haben, oder wenn sie in ihrer natürlichen Entwicklung frühzeitig gehemmt, unterbrochen oder mehr oder weniger rückgängig geworden sind. Der fragliche Zustand ist entweder angeboren, oder wird in den Kinderjahren erworben, ehe die geistige Entwicklung vollendet ist. Der Idiotismus unterscheidet sich in ganz bestimmter Weise von dem secundären Blödsinn, indem letzterer der endliche Ausgang vorangegangener Seelenstörungen bei einem zuvor Geistesgesunden ist. Der Idiot war niemals

geistig gesund oder irgend eine schwere Gehirnkrankheit setzte schon frühzeitig seiner geistigen Entwicklung ein Ziel. Der Secundär-Blödsinnige war geistig gesund, wird geisteskrank (melancholisch, tobüchtig, oder wahnsinnig), dann verwirrt und endlich blödsinnig. Ebenso ist der Idiotismus (Blödsinn) vom Cretinismus zu unterscheiden. Der Cretinismus ist eine Krankheit, deren Erscheinungen sich in den verschiedenen Geweben: im Gehirn, in den Knochen, der Haut, dem Zellgewebe, der Schilddrüse u. s. w. offenbaren und der Cretin trägt den Ausdruck dieser tiefen constitutionellen Störung des ganzen Organismus in einer allgemeinen Mißgestaltung zur Schau. Bei den Idioten ist dies nicht der Fall. Beiden ist aber das Symptom der gänzlich fehlenden oder mangelhaften geistigen Entwicklung eigen, so daß der Cretin in geistiger Beziehung auch ein Idiot ist. Weiter muß hervorgehoben werden, daß der Idiotismus eine sporadische, der Cretinismus eine in manchen, namentlich gebirgigen Gegenden endemische Krankheit ist.

Guggenbühl erklärt Idiotismus als Geisteschwäche bis zum Erlöschen der Seelenthätigkeit ohne körperliche Gebrechen und Cretinismus als Geisteschwäche mit körperlichen Gebrechen. Natürlich sind sowohl beim Idiotismus wie beim Cretinismus die verschiedenartigsten Grade und Abstufungen vorhanden und es werden dieselben später berührt werden. Idiotismus aber und kindlicher Blödsinn sind gleichbedeutend. *)

Unter den vielen Ursachen, welche nicht nur Schwach- und Blödsinn, sondern auch Taub- und Blindheit herbeiführen, will ich nur eine ausführlicher besprechen, da sie bis jetzt in allen Schichten der Gesellschaft wenig Beachtung erfahren hat. Es ist dies die Ehe unter Blutsverwandten. Ich folge einem Artikel der Illustrierten Zeitung vom 12. Mai 1866, in welchem ich die neuesten Beobachtungen über diese Ehen zusammengestellt habe.

Für alles Organische gilt das Gesetz der Rassenkreuzung und diesem Gesetz ist auch der Mensch unterworfen. Es ist eine unleugbare Thatsache, durch statistische Mittheilungen evident bewiesen, daß Ehen unter Blutsverwandten geschlossen, ebenso solche, die sich auf gewisse Klassen und Rassen, oder auf gewisse Gegenden beschränken, mit der Zeit zur körperlichen und geistigen Abschwächung, zu Ir- und Blödsinn und endlich zum Untergange führen.

*) Kindlicher Blödsinn — im Gegensatz zu dem vorher erwähnten secundären Blödsinn.

Die Ehen unter Blutsverwandten, besonders die sogenannten Cousinenheirathen, bleiben sehr oft kinderlos oder erzielen krüppelhafte und blödsinnige Kinder. Die alte christliche Kirche hatte daher sehr recht, wenn sie derartige Verbindungen verbot. Man gehe in die Schwach- und Blödsinnigeninstitute, in die Taubstummen- und Blindenanstalten und frage nach den Eltern der unglücklichen Kinder; gewiß, der bei weitem größte Theil entstammt diesen Ehen. Jeder aufmerksame Leser wird auch bestätigen, daß die schwächsten Kinder seiner Klasse sehr oft Früchte solcher Verbindungen sind. Der Arzt Deboy hat 121 solcher Ehen näher beobachtet und hier außer Geisteskrankheiten 10 Fälle von Unfruchtbarkeit, 6 von Fehlgeburt, 10 von Frühgeburt, 17 Fälle von überzähligen Fingern, 2 wo der kleine Finger fehlte, 2 von Hasenscharten, ein Fall von gespaltenem Rückgrat, 5 Fälle von Klumpfüßen, je 1 Fall von Fischhaut, Knorpelgeschwulst und Taubstummheit gefunden. Dr. Lewis fand von 37 blutsverwandten Ehen in Amerika — 28 waren unter Geschwisterkindern, 6 unter Verwandten vierten Grades geschlossen — 7 unfruchtbar; von den 192 Kindern der übrigen Ehen starben 58 unmittelbar nach der Geburt, 4 waren epileptisch, 6 geisteskrank, 2 taubstumm, 2 blind, 5 Albinos, 2 mißgestaltet und alle übrigen mehr oder weniger jämmerlich. In 17 andern Familien, wo die Aeltern Geschwisterkinder waren, befanden sich 39 blödsinnig geborene Kinder; die andern waren skrophulös und durchweg schwächlich.

Der Franzose Boudin hat in einer besonderen Abhandlung nachgewiesen, wie gerade aus solchen Ehen taubstumme Kinder hervorgehen. Er fand, daß in Frankreich die Heirathen unter Blutsverwandten zwei Procent aller geschlossenen Ehen sind, und daß unter allen aus solchen Ehen hervorgehenden Kindern sich die Zahl der Taubstummen in Lyon wie 25 zu 100, in Paris wie 28 zu 100, in Bordeaux wie 30 zu 100 verhalten. Natürlich wächst das Verhältniß der taubstummen Kinder mit dem Grade der Verwandtschaft der Aeltern und zwar so, daß wenn man die Gefahr, ein taubstummes Kind aus einer gewöhnlichen Ehe hervorgehen zu sehen mit 1 bezeichnet, die Gefahr mit der Zahl 18 bezeichnet werden muß bei Heirathen zwischen Cousin und Cousine, und mit 70 wenn Onkel und Nichte oder Tante und Nefte sich ehelichen. Es gilt dies Verhältniß nicht nur in Beziehung auf Taubstummheit, es gilt auch in Beziehung zu den andern schon er-

wähnten Uebeln, besonders auch in Betreff der Fortpflanzung von Familienkrankheiten.

Weiter scheint auch das Verhältniß der Taubstummen zu den Hörenden in dem Grade zu wachsen, als die verschiedenen Religionsbekenntnisse die Ehen zwischen Blutsverwandten erleichtern; die Katholische Kirche ist hierin am strengsten, und so will man in Berlin gefunden haben, daß auf 10,000 Katholiken $3\frac{1}{10}$ Taubstumme, auf 10,000 Protestanten 6, auf 10,000 Juden hingegen 27 Taubstumme kommen. Ebenso hat sich herausgestellt, daß unter der farbigen Bevölkerung Amerikas, wo die Sklaverei das Heirathen unter Blutsverwandten geradezu begünstigte, die Zahl der Taubstummen 91 mal so groß ist als bei der weißen Bevölkerung, die von Gesetz, Moral und Religion geschützt werden. Im Jahre 1840 zählte man im District Iowa auf 10,000 Weiße nur $2\frac{3}{10}$ Taubstumme, während auf 10,000 Negerflaven 212 kamen.

Uebrigens sei hiermit bemerkt, daß aus Ehen, die zwischen taubstummen, aber gegenseitig nicht verwandten Individuen geschlossen werden, fast nie taubstumme Kinder hervorgehen, eine Erblichkeit dieses Uebels also nicht anzunehmen ist.

Wie die Kinder blutsverwandter Aeltern häufig am Gehör leiden, ebenso am Gesicht. Dr. Liebreich in Berlin weist nach, daß sich bei solchen Kindern sehr häufig eine ganz eigenthümliche Augenkrankheit entwickle. Kurz, es ist Thatsache, daß sich auf diese Nachkommenschaft aller geistiger und leiblicher Jammer häuft. Es schaue sich nur jeder im Kreise seiner Bekanntschaft um, er wird Beispiele genug zu dem Behaupteten finden. Natürlich schließt dies nicht aus, daß aus solchen Ehen doch auch körperlich wie geistig gesunde Kinder erwachsen können. Es gibt keine Regel ohne Ausnahme — aber selbst zahlreiche Ausnahmen heben die Regel nicht auf. Es mag auch sein, daß z. B. Boudin nach französischer Art seine Zahlenverhältnisse zu kühn hingestellt hat, wie dies in Betreff der jüdischen Bevölkerung von Paris ihm von Sidor nachgewiesen worden ist; aber in der Hauptsache stimmen englische wie deutsche Forscher ihm bei. Man lese nur was der Irrenarzt Dr. Plagge in seinem Werke „Der Mensch und seine physische Erhaltung“ hierüber sagt.

Oft aber liegt die Ursache nicht so offen da, weil die zerstörenden Folgen dieser Ehen erst im dritten, vierten Gliede sich bemerkbar machen.

Selbstverständlich hat angeheirathete Verwandtschaft — einer heirathet z. B. die Schwester seiner verstorbenen Frau — hierauf keine Beziehung; es ist eben nur die Rede von Blutsverwandtschaft.

Sehr häufig kommen derartige Ehen in den höheren Ständen vor, in Fürsten- und Adelsfamilien. Das reine Vollblut ist ja das Zeichen des echten, unvermischten Adels, der freilich in natürlicher Folge des oben Gesagten mehr und mehr abstirbt. Gerade hier findet man gewisse Körper- und Geistesstörungen erblich.

Wie also die Ehen unter Blutsverwandten und Rasten eine Hauptursache des höhern und niedern Blödsinns und Cretinismus sind, ebenso auch die, welche sich auf gewisse Gegenden beschränken. So hat man gefunden, daß in abgeschlossenen Gebirgsgegenden, wo die Menschen nicht über ihre Thäler hinausheirathen und dieselben Familien immer wieder in dieselben hineinheirathen, das ganze Geschlecht in Stumpfheit und Blödsinn versinkt. Noch heutigen Tages gibt es in einsamen Thälern der Alpen und Pyrenäen große Cretinendörfer. Hier hat es sich vom günstigsten Erfolge begleitet erwiesen, daß man aus gesunden Districten Bräute und Bräutigams einführte; die Kinder wurden geistig und körperlich gesunder, das ganze Geschlecht hob sich. Ein sehr günstiges Resultat wurde auf diese Weise bei den Sagots, den Bewohnern der Moräste im westlichen Frankreich, erzielt.

Der schon oben angeführte Franzose Boudin erklärt, daß von den 29,500 Taubstummen Frankreichs der größte Theil aus abgeschlossenen Gebirgsgegenden herstamme, wo sich natürliche Hindernisse den Kreuzheirathen entgegenstellen. Er behauptet demnach, daß in Frankreich auf 10,000 Einwohner 6, in Corsica auf 10,000 Einwohner 14, in den Hochalpen auf 10,000 Einwohner 23 Taubstumme kommen. Dagegen gehen aus Verschmelzung verwandter Volksstämme große, starke Menschen und Völker hervor. Beispiele sind die Gothocelten, die Angelsachsen in England, die Prussogermanen in Norddeutschland. Berth spricht in seinem Werke „Grundzüge der Ethnographie“ hierüber: „Aus der Vermischung mancher arischer Völker sind tüchtigere Nachkommen entstanden, wenn z. B. ein naturfrisches Volk auf ein ablebendes gepfropft wurde, noch mehr, wenn zwei naturkräftige Völker zusammenschmolzen. Aus der Vermischung weißer Völker mit Farbigen sind tüchtigere Nachkommen entstanden als die Farbigen. Vermischten

sich hingegen Farbige miteinander, z. B. Neger mit Indianern, Malayen mit Australiern, so ist die Nachkommenschaft in der Regel schlechter als die Erzeuger waren.“

Kriegel nimmt an, daß durch die Vermischung verschiedener Stämme und Völker wirklich neue entstehen mit besondern erblich werdenden Eigenschaften des Körpers und Geistes (während ältere untergehen), und führt als solche neuentstandene Völker die Bewohner der Vereinigten Staaten und die Fulahs an. Ebenso wie man vor Ehen unter Blutsverwandten warnen muß, ebenso muß man auch vor einer ehelichen Verbindung mit einer Familie warnen, in welcher erbliche Anlagen zu geistigen Störungen, Selbstmord und Verbrechen vorkommen. Und wie jede Ehe im ersten Falle ohne Ausnahme gesetzlich verboten sein sollte, so sollten auch die verboten werden, welche die Uebertragung einer erblichen Krankheit auf die Kinder wahrscheinlich machen; besonders die an Epilepsie Leidenden sollten nie heirathen dürfen, weil hier die Uebertragung zu nahe liegt. Ist doch der größte Theil der Epileptischen in geistiger Beziehung nicht zurechnungsfähig, wie denn Esquirol unter 339 Kranken dieser Art 269 in ihren Verstandeskräften sehr beschränkt fand. Und die Thatsache, daß dieses Leiden auf die Kinder übergehe, ist schon seit Jahrhunderten bekannt, aber nicht gehörig gewürdigt worden. Im Jahre 1757 Erbot eine speyerische Verordnung den Epileptischen auf alle Fälle das Heirathen, ebenso gilt noch hier und da diese Krankheit als Grund zur Ehescheidung. In England soll noch das Verbot der Ehe unter Geschwisterkindern bestehen.

Alles, was über Ehen unter Blutsverwandten soeben gesagt worden ist, wird vollständig durch Dr. Brandes in dem schon mehrfach angeführten Werke: „Idiotismus“ bestätigt. Er sagt: „Von großem Einfluß auf die Entstehung des Idiotismus ist das Heirathen unter nahen Blutsverwandten, wie es denn überhaupt keine Frage ist, daß die Generationen durch solche Heirathen körperlich und geistig entarten. Ueberall, wo diese Sitte durch Standes- oder Religionsvorurtheile, durch politische oder insulare Absonderung bedingt, stattfindet, wird derselbe Erfolg beobachtet. Auf diese Weise sind Fürsten- und Adelsgeschlechter nicht selten körperlich und geistig entartet und schließlich ausgestorben. Nirgends gibt es bekanntlich mehr Geistesranke als unter den Juden. Ueberall da, wo eine Bevölkerung durch Zuzug nicht erneuert wird,

geht sie ihrem körperlichen und geistigen Untergange entgegen. Die Bevölkerung vieler einsamer Alpenthäler, manche abgeschlossene städtische Aristokratien, die Geistesranken auf den Färder Inseln, die Insel Niedermörth im Rhein u. s. w. liefern einen Beweis für das Gesagte.

Eine andere Ursache geistiger Verkümmern ist die Onanie. Es genügt hier nur dieses Wort zu nennen, um Eltern und Erzieher auf die Größe der Gefahr aufmerksam zu machen. Weitere Ursachen des Blöds- und Schwachsinns werden später erwähnt werden.

Zunächst war es der Cretinismus, der die Aufmerksamkeit der Aerzte erregte. Aus der Schweiz berichten Reisende von Dörfern, die von unförmlichen menschlichen Mißgestalten mit Kröpfen und dicken Bäuchen bewohnt würden. Der Züricher Geschichtschreiber Josias Simmler erzählt in seiner 1574 herausgegebenen Geschichte von Wallis, daß es dort ein Dorf gebe, wo viele Stumpfköpfe, die man Guchen nenne, anzutreffen seien. Sie wären den Thieren gleich, nähmen keine Speise zu sich, sondern der eine genösse Pferdemist, der andere Heu. Einige liefen sogar im Winter nackt herum. Später 1615 schreibt der Arzt Felix Plater, ein geborner Walliser: Es gibt gewisse Thoren, welche außer der angeborenen Dummheit von der Natur noch durch andere Fehler bezeichnet sind. Man begegnet denselben an gewissen Orten häufiger, wie besonders in Wallis in dem Dorfe Bremis, wo man sehr viele am Wege sitzen sieht. Man brachte mir welche nach Sitten, um zu sehen, ob ich ihnen helfen könne. Ihr Kopf war umgestaltet, die Zunge dick und unnäsig groß, sie waren stumm, bisweilen kropfig mit einem häßlichen Gesichte. Vor ihren Häusern sitzend, schauten sie steif in die Sonne, mit herabhängendem Munde und einem Hölzchen zwischen den Fingern spielend, so daß sie das Gelächter und die Bewunderung der Fremden erregten. Dann schrieben der Holländer Peter Forenst, der Wiener Hofmedicus Wolfgang Hüfer und noch so mancher andere über den Cretinismus; aber von einem thätigen Eingreifen, um dem Uebel irgendwie zu steuern, findet sich nirgends eine Spur. Erst in diesem Jahrhundert wurden die Mahnungen so dringend, daß man Versuche zur Rettung der Cretinen veranstaltete. Da schrieb Prof. Dr. Troxler:*) „Die Priester aller Stände, die mitleidigen Samariter der medicinischen, wie die hochstrebenden Leviten

*) Dr. Troxler: Der Cretinismus und seine Formen als endemische Menschenentwicklung in der Schweiz. Zürich 1836.

der theologischen Facultät, und namentlich die Landpfleger unserer 22 Cantone von A bis Z gehen an den Eretinen vorüber, weil sie des Anblickes gewöhnt und des Mitleids verwöhnt sind.“ Und der englische Arzt Conolly ruft aus: „Jedes Uebel, woran die Menschheit leidet, ist Gegenstand der Forschung geworden, und man hat Mittel und Wege gefunden, um es zu heilen und zu verbessern. Die Krankheiten des Auges, des Ohres, der Zunge, des Fußes haben ihre eigenen Heilmethoden; der Verstümmelte, der Kranke haben ihre Zuchtstätte, und wo immer die Stimme der Religion gehört wird, da sind Wittwen und Waisen zum Gegenstand besonderer Fürsorge geworden, so daß ihr Trübsal in Preis und Dank umgewandelt wird. Nur die unterste und schlimmste Classe, die Eretinen und Blödsinnigen wurden bisher übersehen. eben weil man nicht an die Möglichkeit dachte, etwas für sie zu thun.“ Da brachte im Jahre 1840 eine damals vielgelesene Zeitschrift „Maltens Weltkunde“ einen Hilferuf aus den Alpen, zur Bekämpfung des schrecklichen Eretinismus. Der Verfasser war Dr. Guggenbühl, damals ein unbekannter junger Arzt zu Matt im Kleintale des Cantons Glarus. Und dieser Hilferuf wurde durch ganz Europa gehört und als Guggenbühl in dem nächsten Jahre auf dem Albendberg bei Interlaken eine Eretinenheilanstalt, die erste ihrer Art, errichtete, da schien es, als wenn mit einem Male das Unrecht ganzer Jahrhunderte geföhnt werden sollte. Um diesem vormals so unbekanntem Arzt sammelten sich alle Menschenfreunde, um mit Wort und That den Eretinismus zu bekämpfen.

Jener Hilferuf aus den Alpen, als erster Anlaß zur Emporhebung einer zahlreichen Menschenclasse, ist wohl werth, hier im Auszuge gegeben zu werden, zumal das darin Gesagte größtenteils auch heute noch seine Gültigkeit hat.

„Die Schweiz hat, seit des begeisterten Rousseau's Anregung, durch Heinrich Pestalozzi und Emanuel Fellenberg so Herrliches für Menschenbildungsheil geleistet, daß der Funke von Neuhof wie jetzt von Hofwyl, zur welterleuchtenden Flamme gedieh. Es ist daher wohl an der Zeit, in diesem Lande einmal etwas für jene Unglücklichen zu thun, die dem furchtbaren Uebel unterlegen, das man mit dem dunklen Namen von Eretinismus bezeichnet hat. Es ist der Schlüsselpunkt menschlicher Bemühungen auf diesem Felde, da durchaus keine größere Vernachlässigung und Entartung des Menschen denkbar ist!

Mehrfach wiederholte Reisen in die Alpengegenden meines Vaterlandes lenkten meine besondere Aufmerksamkeit auf diesen furchtbaren Naturzustand. Wie überhaupt kein Uebel in der Welt, das nicht wieder seine Heilmittel hat, so deuteten auch hier viele Punkte mir auf die Möglichkeit der Hilfe hin. Daher mein Entschluß, diese hochwichtige Culturangelegenheit genauer zu verfolgen, und der Genius des Landes, wo einst Aegidius Tschudi und Cosmus Heer lebten und wirkten, führte mich aus diesem Grunde als Arzt in dies einsame Thal am Sernft.

Der Mensch ist geboren zur Herrschaft über die Natur, und auch der Eretin, der mit dem menschlichen Aussehen die lebendige Seele verloren, und von Jedermann verlassen in dumpfen Kerkern, auf Misthaufen und in Viehställen sein elendes Dasein hinschleppt, wird sich wieder erheben auf die menschliche Bahn. Es gibt unendlich viele Grade und Stufen dieses Uebels von dem bloßen Pflanzenmensch, der nicht viel mehr als die Sinnpflanze, *Mimosa pudica*, von der Außenwelt erregt wird, bis zu dem noch zu mechanischen Arbeiten fähigen „Gauch“, wie sie die Volkssprache in Wallis tauft. Wunderbare Rudimente der niedern Geistesvermögen traten mir noch bei den Tiefstehenden mannigfach entgegen. So sah ich einen Eretin zu Chur, der die Geburts- und Todesjahre fast aller Einwohner jener Stadt im Gedächtniß behielt, ohne ein für mich verständliches Wort sprechen zu können. Zu Seedorf in Uri hörte ich ein ganz gräßlich verunstaltetes Geschöpf, vor einem Marienbilde knieend, deutlich ein Ave Maria herzusagen, wozu es mechanisch abgerichtet worden war. Die Züge ließen sich noch mehr vervielfältigen, die alle darauf hinweisen, daß hier weit mehr für die Kultur dieser Elenden gethan werden könnte.

Die früheren Zeiten giengen in jeder Beziehung sehr vornehm über diese Angelegenheit hinweg. Zimmermann sagt kurz und gut: daß es nach den neuesten Wahrnehmungen des Herrn von Haller eine ganz unglaubliche Anzahl von Thoren in Wallis gebe. Die aargauische Gesellschaft für vaterländische Cultur leuchtete zuerst meisterhaft voran und stellte vor ungefähr zwei Decennien genaue statistische Untersuchungen an, die im dortigen Canton 28 Dörfer mit Eretinismus behaftet nachwiesen. Ich habe mir in den verschiedenen Cantonen 96 Dörfer angemerkt, wo das Uebel bedeutend herrschend ist; vielleicht sind mir noch eben so viele Standorte unbekannt geblieben. Darunter gibt es viel,

wo nur von den höchsten Graden des Uebels 24 bis 60 Fälle zu finden sind; wie Ragaz, Grabs, (St. Gallen) Trimmis, Raxis, Eins &c. In großer Zahl sind die untersten Menschen noch in den Cantonen Tessin, Waadt, Bern, Luzern, Freiburg und Genf zerstreut, so daß man allerwenigstens 4000 Cretins gegenwärtig am Leben hat.

Nach einigen weiteren geschichtlichen Bemerkungen, weist Guggenbühl nach, daß das Klima zur Bildung des Cretinismus namentlich mitwirkt, und unter den vielen klimatischen Ursachen ist die Luft allein als wesentlich zu betrachten, die jedenfalls in den tiefen Thälern hoher Gebirge eine abnorme Beschaffenheit annimmt.

Daß aber eine noch nicht ausgemittelte Abnormität der Luft die Hauptrolle unter den klimatischen Ursachen des Cretinismus spiele, dafür zeugt:

1. Seine Elevationsgrenze. Die Krankheit übersteigt nicht 3000' überm Meere und kommt in Urfern, Engadidin, Leukthale, Maderanthal u. s. f. nicht mehr vor.

2. Die mögliche Heilung des Zustandes durch Versetzung der damit Behafteten in die reine Gebirgsluft. Dies ist die große Panacee, die sicher Hilfe bringt, und in dem Lande, wo die Sonnenstrahlen der majestätischen Gebirge existiren, so dringend zum Gebrauch empfohlen.

3. Dörfer, welche in den Thälern etwas erhöht liegen, bleiben weit mehr von dem Uebel verschont. Ueberall, wo Sümpfe sind, gewiß dagegen der Cretinismus besonders stark.

Es ist mir aufgefallen, daß die Wohnsitze altschweizerischer Thatkraft und Heldenmuths immer auf Anhöhen stehen, wie z. B. Tell's Wohnung zu Bürglen und Walther Fürst's zu Attinghausen. Die Alten bauten ihre Tempel immer auf Anhöhen, sagt Jean Paul so wahr als schön. — Als eine gewisse Thatsache muß aber auch festgestellt werden, daß der Mensch auch in den Cretinenthälern wohl gedeiht, wenn seine Lebensverhältnisse sonst gehörig regulirt sind. Haller hatte schon sehr richtig bemerkt, „daß in denselben Gegenden, wo Cretinismus einheimisch ist, auch die stärksten, lebendigsten und gesundesten Menschen wohnen.“ Was nun aber unter den gleichen klimatischen Einflüssen den einen Menschen zum Cretinen macht, den andern nicht, das sind die Gelegenheitsursachen, mit deren möglicher Ausrottung der scheußlichen Entmenschung auch für immer ein Ziel zu setzen ist. Sie sind aber alle von der Art, wie sie überall in der Welt stattfinden, daher

auch dieser Zustand überall und häufig in geringerer Ausbildung sporadisch vorkommt, jedoch mit falschem Namen getauft und verkannt wird. In Gebirgsgegenden aber concentrirt sich ein Verein von Momenten, der die Intensität und Extensität der Seuche begünstigt, und dies im Kaukasus, Ural, den Pyrenäen, Karpathen, in Thibet, den Cordilleren, Anden, wie im Hochland von Europa, in einigen Gegenden Englands, dem Salzburgerischen, Kärnthener, Steiermark, der schwäbischen Alp, zu Schwembsal (?) in Sachsen, dem sächsischen Erzgebirge u. s. f. in Deutschland.

Das Uebel ist theils angeboren, theils entwickelt es sich nach der Geburt. In ersterer Beziehung habe ich als ursächliche Bedingungen gefunden:

1. Das Angeerbtsein, doch nicht so häufig, als man glauben sollte.*)

2. Weit häufiger bedingt den angeborenen Cretinismus die Zeugung im Rausche. Der Hang nach Branntwein ist in all den Dörfern, wo Cretinismus stark herrscht, außerordentlich große und das höllische Getränk untergräbt die physische Kraft unseres Alpenvolkes auf eine wahrhaft traurige Weise.

3. Als eine fernere Ursache ist das „Versehen“ zu bezeichnen, wovon mir ebenfalls bestimmte Beispiele vorgekommen sind. Mißhandlungen, Schreck und Kummer können die Entartung im Mutterleibe bedingen. Der angeborene Cretinismus läßt sich fast immer schon bei der Geburt erkennen, oder doch kurze Zeit hernach. Die Zeichen sind: Ein großer Kopf, eigenthümlich stupider Gesichtsausdruck, eingedrückte Nasenwurzel, dickere Zunge als gewöhnlich und eine besonders charakteristische, eigenthümlich kreischende Stimme. Dazu Gleichgültigkeit gegen Licht und Schall auch während der ersten Monate des Lebens; Ungeschicklichkeit im Säugen, mitunter ein kleiner Kropf, beständiges Hängenlassen des Kopfes und der Arme, größere Hände und häufige convulsivische Bewegungen damit.

4. Nach der Geburt hat ein Fall auf den Kopf, der unberücksichtigt gelassen wird, gewöhnlich eine eigenthümliche Form des Cretinismus zur Folge.

5. Die häufigste und alle übrigen weit überwiegende Gelegenheits-

*) Man vergleiche die neueren, Seite 83 angeführten Beobachtungen.

ursache liegt aber in der Lebens- und Erziehungsweise des Theiles vom Volke in diesen Alpenhöhlen, dem Cretinismus besonders angehört.

Die Hütten sind im Innern gar häufig weit schlechter eingerichtet als die Lungusenwohnungen oder die Ganner der Finnen. Kein frisches Lüftchen durchstreicht die Gemächer, der gräßlichste Gestank ist den Leuten wahrer Lebensbalsam; kein Sonnenstrahl kann sie erleuchten, da die ohnedies kleinen Fenster vor Schmutz ganz undurchsichtig und obendrein meist mit Papier verklebt sind. Die Stuben sind so feucht, daß Cryptogamen an den Wänden gedeihen, dazu mit unsaubern Kleidern und was sonst noch stinkt, behangen, so daß ein Gifthauch den Raum erfüllt, der mich — obschon an den Geruch von anatomischen Theatern gewöhnt — mehrfach zum Erbrechen reizte. Diese Verzichtung von Licht und Luft, den zwei unentbehrlichsten Agentien, zerrüttet nebst der scheußlichsten Unreinlichkeit den Organismus, und bringt im Allgemeinen ein Heer von rachitischen und scrophulösen Gestaltungen hervor, wie man sie eben in diesen Hütten in so unendlicher Mannigfaltigkeit endemisch findet. Die Anlage zu allem Menschlichen ist die einzige Morgengabe, die das Kind mit zur Welt bringt. Erst die Erziehung aber macht dasselbe zum Menschen. Eine Vernachlässigung in dieser Beziehung, wie sie mir überall, wo Cretinismus herrscht, in so mannigfaltigen Zügen entgegentritt, muß nothwendig auch geistige Versumpfung nach sich ziehen. **Gewiß man kann auf diese Weise Cretinen erzeugen, wo es nur immer sei in der Welt.** Nach der Geburt werden die Kinder in die Wiege eingebunden, sieben Tage lang auf ihrem Unflath liegend in eine Kammer eingeschlossen, ganz isolirt und sich selbst überlassen, bis die Arbeit vollbracht ist. Im Winter werden sie auf oder neben den heißen Ofen gesetzt, so daß sich heftige Congestionen nach dem Kopfe einstellen; zum Ersticken dicker Brei von Polenta, Kartoffeln, Mehlkleister u. dgl. machen ihre Nahrung von Anfang aus. Viele sterben weg, andere trotzten den feindlichen Elementen und gedeihen doch, und noch andere entarten auf die traurigste Weise und verfallen dem Cretinismus.

Der Cretinismus hat seit der französischen Revolution, also seit Ende des vorigen Jahrhunderts außerordentlich abgenommen und ist an manchen Orten bereits verschwunden, wo er früher stark herrschte. Diese Beobachtung von Abnahme habe ich in allen Gebirgscantonen gleichmäßig gefunden, es kennt sie Jedermann. Die Gebrüder Wenzel,

welche in ihrer Abhandlung über Cretinismus, Wien 1802, zuerst dieser Abnahme erwähnen, schrieben dieselbe einer muthmaßlichen Umänderung des Klimas zu, wozu sich jedoch nicht der geringste Beweis auffinden läßt.

Den Wendepunkt gab vielmehr nach meiner Forschung die Invasion der Franken 1799, worüber Augenzeugen noch bestimmten Aufschluß geben. Es war die zügellose Wuth, die grausamen Verheerungen in Wallis, besonders unter Therrean, und hinwiederum die außerordentlichen Kraftanstrengungen dieses Volkes gegen die angeblichen Weltbefreier, welche die Culturverhältnisse in unsern Bergen so mannigfach verändert haben.

1. Dabei ist gewiß, daß die Soldaten der französischen Republick eine unglaubliche Anzahl solcher Geschöpfe niedergemacht, wie mir Augenzeugen versicherten.

2. Viele Cretinen kamen um bei dem Brande der Dörfer, daher sie in den neugebauten immer am meisten vermindert sind.

3. Dafür scheinen die Franken das Land durch Pflanzung einer neuen Generation schadlos gehalten zu haben. Hierauf bezieht sich unter anderem eine symbolische Sage in Bünden. Es heißt: Die Weiber von Trimmis hätten sich an den schönen Männern versehen und darauf weit schönere Kinder und keine Cretins zur Welt gebracht. Mir versicherten auch die Geistlichen, daß die Leute seither lange nicht mehr so ausschließlich in einem Dorfe sich unter einander verheiratheten, sondern mehr kreuzten, was ebenfalls zur Verminderung der Seuche beitragen mag.

4. Ein wesentlicher Punkt ist ferner die Veränderung der Lebensweise, wie sie sich seit der Zeit her an vielen Orten unstreitig dotirt. Meist lebten die Menschen und Hausthiere in den Hütten zusammen, den Gebrauch der Hausgeräthe kannte man gar nicht, in einen Tisch waren Löcher geschnitten, in welche man die Speisen ohne Unterschied goß u. s. w., was man Alles jetzt weit seltener sieht. Dazu der gänzliche Mangel alles geistigen Verkehrs, das Festhalten an den alterthümlichen Sitten und Gebräuchen, was Alles durch die allgewaltige Revolution einen so mächtigen Stoß erlitten. Die Franzosen lehrten die Leute die Zimmer lüften und mit Kalk übertünchen, bessere Diät und Reinlichkeit nahm zusehends überhand. Seit der Zeit sind diese Uebel bereits verschwunden. Mit diesen Thatsachen, die sich noch ver-

mehren ließen, sind uns practisch und factisch die Mittel und Wege vorgezeichnet, die einzuhalten sind, um der gemeinsamen Entartung des Menschen einmal das Grab aufzudecken.

Daher mein Aufruf hier an Menschenfreunde zur Vereinigung der Kräfte, um durch passende Volksschriften, durch die Geistlichkeit, Schulen und alle möglichen Wege bessere Grundsätze über physische Erziehung, über Licht, Luft, Zengung im Kaufe u. s. f. zu verbreiten, wozu die Mitwirkung der hohen Regierungen und Geistlichkeit durchaus nöthig ist.

Für die lebenden ausgewachsenen Cretins läßt sich nicht mehr viel thun, man muß sie aussterben lassen. In den jüngeren Jahren ist dagegen noch Großes zu bezwecken. Das souveräne Mittel ist nun, daß man die Kinder in eine Höhe bringe, die wenigstens 3000' übb. M. betragen muß. In Wallis war dies schon längst durch hunderte von Beobachtungen bestätigt und Haller bemerkt schon 1730, daß man die Kinder auf die Gebirge verschicke, damit sie nicht dumm werden. Eine große Anzahl Fälle, die ich sah, hat mich belehrt, daß dies noch die Anchora sacra ist, wenn sie schon dumm sind. Aber nur in den zwei ersten Jahren hilft es beim angeborenen Cretinismus, später ist der Erfolg sehr ungewiß.

Man errichte Cretinscolonien. Das Gebiet ist aber weit und die Anzahl groß, daher zuerst nur ein beschränkter Versuch zu machen ist. Am einfachsten wäre es, eine Sennerei auf den Alpen einzurichten, wo noch die köstliche Milch sich so heilsam zeigt.

Nachdem Dr. Guggenbühl noch Jod und Phosphoräther den Aerzten empfiehlt, schließt er mit den Worten: „Weit tiefer steht der Cretin als das Thier in seiner höhern Gestaltung, und wir bewundern die üppige, ausgebildete Pflanze mit ihrer Blütenpracht und erquicken uns mit ihrer Frucht, während der Mensch auf dieser Stufe blos Mitleid, wenn nicht Ekel erregt! Mögen daher diese Zeilen ihren menschenfreundlichen Zweck nicht verfehlen.“

Und wie die Männer einst in Rütli's Gründen
Im kräftigen Volk sich Brüder ausersehn,
So suchen wir und werden Edle finden,
Die gerne sich für Brüderwohl verbinden,
Und kämpfend gern in unsern Reihen stehn.

Liebe und Leben

Weih'n wir dem Vaterland!

Bieten zum Werke freudig die Hand.“

Der Aufruf zündete und ganz Europa sammelte und sandte reiche Gaben zur Rettung der Cretinen. Dr. Guggenbühl ließ auch sofort dem Wort die That folgen. Er kaufte sich auf dem Abendberg, etwa drei Stunden von Interlaken, im Berner Oberlande an, und eröffnete im Jahre 1841 seine Cretinenheilstätte, in welcher nicht nur Cretinen, sondern auch Idioten Aufnahme fanden, da diese wie jene in psychischer Beziehung gleich zu behandeln sind. Der Ort war außerordentlich glücklich gewählt. Ein bis jetzt noch ungedruckter Privatbericht aus dem Jahre 1845 schildert den Abendberg folgendermaßen. — „Man braucht volle zwei Stunden, um die Höhe der Anstalt zu erreichen. Obschon man auf dem Wege hinauf die sorgende Menschenhand nicht vermisst, so wird man doch unglaublich mehr überrascht, wenn man die Fortschritte der Cultur bemerkt, die auf dieser Höhe möglich geworden sind. Und dann die zauberische Nähe und Umgebung des Berges und der Anstalt! Unwillkürlich wird man zu den Schönheiten der Natur hingezogen, und vergißt auf Augenblicke die Anstalt und ihre hohen wissenschaftlichen und humanen Zwecke! Eine solche Gegend und eine solche Anstalt. — Wer könnte sie ungerührt verlassen. Mancher dürfte wohl auch, nach kurzem Aufenthalte, durch die Reize der ersteren, in seinem Urtheile über letztere befochten worden sein. Es ist eine üppige Vegetation auf diesem Berge. Daher auf den die Anstalt nahe und fern umgebenden Mattenabhängen eine Menge Sennhütten zu sehen sind. Am Fuße des Berges liegen rechts der Brienzsee, links der Thuner See, umgrenzt von den Höhen eines Theils der Berner Hochalpen. Beide See schließen eine ausgedehnte, an den Abendberg sich anlehrende, fruchtbare und mit vielen Dörfern bebaute Ebene ein. Die vielen Thalöffnungen auf allen Seiten und nach Südost der Anblick der mit ewigem Schnee bedeckten Felsenmassen der Jungfrau, des Eigers, des Mönches und des Schreckhorns sind es, welche der Umgebung den Ausdruck des Imposanten geben. Und welcher Genuß liegt wieder in dem steten Wechsel einer Menge herrlicher Naturerscheinungen, die man hier beobachten kann! Von der reinsten Luft umgeben und von der Sonne so wohlthunend beschienen, erfreut sich die Anstalt einer merkwürdig gleichmäßigen und verhältnißmäßig

selbst im Winter warmen Temperatur und eines nebelfreien Horizonts. Das Trinkwasser ist frisch und rein. Zur Anstalt selbst gehören eine Waldung und ausgedehnte Matten, wovon ein Theil als Acker- und Gartenland benutzt wird — im Ganzen etwa 32 Buchart (Morgen) Land. Die Anstalt auf dem Abendberge bietet somit Alles, was nach den bisherigen Ansichten und Erscheinungen als äußere Bedingungen für eine Erziehungsanstalt für cretinische Kinder erforderlich ist.“

Bald nach ihrer Eröffnung wurde der Abendberg der Wallfahrtsort, zu dem Menschenfreunde jeden Standes pilgerten: Naturforscher, Aerzte, Geistliche, Pädagogen, Literaten aus aller Herren Länder, selbst Fürsten stiegen hinauf und priesen vereint den Retter der Cretinen. Eine förmliche Abendbergliteratur entstand, in der besonders — die herrliche Umgebung eine Hauptrolle spielte. Dr. Guggenbühl ward mit Orden geschmückt, mit Ehrendiplomen überhäuft und sein Name den Wohltätern des Menschengeschlechtes als ebenbürtig zur Seite gestellt. Dr. Howe aus Boston wollte sogar den Abendberg umtaufen und ihn „den heiligen Berg“ genannt wissen. Dabei flossen die Beiträge in reichster Menge und namentlich die Engländer waren unermüdet im Geben. Auch die Gräfin Hahn-Hahn schenkte der Anstalt 7500 Francs. — War's ein Wunder, daß all der Weihrauch, der dem jungen Arzte gestreut wurde, ihm zu Kopfe stieg! Noch konnte eigentlich von Erfolgen nicht geredet werden und doch schon diese übermäßigen Huldigungen! — Guggenbühl mochte wohl das Gefährliche dieser Lage ahnen — wie leicht konnte ein Umsturz der öffentlichen Meinung eintreten, wenn die enthusiastisch erwarteten Erfolge ausblieben, und doch waren noch die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Man hielt ihn nun einmal für einen Wundermann, der in kürzester Zeit den tiefstehendsten Cretinen heilen konnte. Bis jetzt mochte er es ehrlich mit seiner Sache gemeint haben; nun aber verließ er den geraden Weg und suchte sich in künstlicher Weise auf seiner Höhe zu behaupten. Zunächst warf er sich dem Mysticismus in die Arme, wohl wissend, daß ihm dadurch eine feste Stütze für die Zukunft erwachse.

Merkwürdig ist, daß gleich von allem Anfang an, namentlich in der Schweiz selbst, sich Stimmen erhoben, welche das ganze Unternehmen als eine reine Geldspeculation bezeichneten. Und waren in den ersten Jahren wissenschaftliche Capacitäten begeisterte Vertreter der schönen Idee, so zogen sich dieselben nach wenigen Jahren gänzlich

zurück. Aus dem Jahre 1845 liegt mir in dem schon erwähnten Privatberichte eine Schilderung Guggenbühls vor, welche deutlich zeigt, welchen unselbstständiger Charakter er war.

„Dr. Guggenbühl steht, wie er sagt, im 29. Jahre (damals 1845). Was er als Arzt ist, kann ich nicht beurtheilen, aber das weiß ich, daß er zu wenig Direktor und Erzieher ist. Es fehlt ihm an Consequenz und Energie, namentlich aber an dem nöthigen Sinn für die Administration und für das scheinbar Unbedeutende und Lästige. Zu wenig klar und fest in dem, was er will und soll, läßt er sich leicht leiten, selbst dann noch, wenn er den Nachtheil vor Augen sieht und mißtraut leicht denen, die ihm dann offen, aber wohlmeinend entgegentreten. Uebrigens kennt Dr. Guggenbühl seine Aufgabe recht wohl und weiß diese denen begreiflich zu machen, die ihn besuchen. Dr. Guggenbühl strebt auch allen Ernstes und mit allen Kräften seinem Ziele entgegen; aber in der Wahl der Mittel ist er nicht besonnen, unvorsichtig und selbstständig genug. Ich bezweifle daher auch, daß Dr. Guggenbühl, wenigstens unter bewandten Umständen, und so lange er unverheirathet bleibt, seine Anstalt aufrecht erhalten und die Heilung und Erziehung cretinischer Kinder wesentlich weiter führen werde. Dr. Guggenbühl ist auch voll Menschenfreundlichkeit und Humanität, und ich setze voraus, daß die Motiven zu seinen Reden und Bestrebungen auch edel sind. Er hat mich oft im traulichen Gespräch ermuntert, erwärmt, begeistert. Menschliches Elend hat er aus eigener Erfahrung und vielfach kennen gelernt. Die Pädagogen Fellenberg und Dr. Niederer haben auf seine Gemüthsrichtung einen wesentlichen Einfluß gehabt.“ —

Schon damals fühlte Dr. Guggenbühl, daß seine Erfolge nicht die durch ihn selbst so hochgestellten Erwartungen befriedigen möchten. Er kannte den geringen Erfolg, den seine medicinischen Mittel erzielt hatten und gab damals den Kindern nichts weiter als — Leberthran. Wohl aber sann er, ein medicinisches Mittel zu entdecken, das hier Wunder hervorbringen sollte.

So erzählt jener Berichterstatter weiter:

„Dr. Guggenbühl kennt den geringen Erfolg, den seine medicinischen Mittel bis jetzt gehabt haben und gibt, wenn auch nicht *de verbo*, doch *de facto* den weit größern Werth des pädagogischen Erfolges zu; aber glaubt, daß es mit Hilfe der Medicin möglich sei, dieselben, ja noch größere Resultate zu erzielen. So stellte er z. B. die sonderbare Frage

an mich, ob es denn nicht möglich sei, dem Geiste auf eine sicherere und schnellere Weise beizukommen, als durch Erziehung und Unterricht? Die Fassungs- und Vorstellungskraft, das Urtheil und Gedächtniß dieser Kinder sei so mangelhaft und unbildungsam, ob es denn mit Hilfe der Inponderabilien, z. B. der Electricität, des Magnetismus zc. möglich gemacht werden könnte, diese Kräfte der Kinder zu stärken? Ich konnte nicht anders, als im Augenblicke Dr. Guggenbühl einem Manne zu vergleichen, der des Nachts den Pfad verloren hat und — einer bessern Leuchte entbehrend — zu einem Stücke faulen Holzes seine Zuflucht nimmt.“

Eigentlich mußte der Berichterstatter sagen: Dr. Guggenbühl zeigte durch diese Frage, daß er weder Arzt, noch Psycholog, noch Pädagog war, sondern Wunderdoctor werden wollte.

Weiter erzählt jener Bericht, daß die Räumlichkeiten der Anstalt unzulänglich und unzweckmäßig sind und Wäder fast gar nicht angewendet würden. In Betreff der Nahrung heißt es: „die Nahrung dieser Kinder muß, nach Dr. Guggenbühls Ansicht, hauptsächlich aus Milch und Fleisch (gebraten und klein geschnitten, oder in Brühen) bestehen. Außerdem soll sie aber auch aus Brod, (das Brod, welches in der Schweiz gewöhnlich ist, unterscheidet sich von dem „Schwarzbrod“ Deutschlands wesentlich an innerer und leichter Verdaulichkeit), feinen Cerealien (Reis, Gries, Hafergrütze zc.), nahrhaften Gemüsen und insbesondere Wurzelspießen bestehen. Zwieback und Reis haben die Kinder während meiner Anwesenheit (mehrere Wochen) nicht erhalten, Hafergrützsuppen waren desto mehr in Gebrauch — Morgens, Mittags und Abends. Ich verkenne nicht, daß es ein ganz gutes Nahrungsmittel sein mag, aber in diesem Maße und auf diese Weise muß es bei diesen Individuen nachtheilig wirken. Brod erhielten die Kinder nur einmal des Tages, ein Stückchen um 4 Uhr als Vesperbrod.“

Zum Schlusse heißt es in jenem Berichte: Eins habe ich in Dr. Guggenbühls Anstalt ganz besonders vermist: über die Kinder aufgenommene Protocolle und die Führung eines Journals. Was ich dergleichen vorfand, war weder in medicinischer noch pädagogischer Hinsicht befriedigend. — So lautete also schon 1845 das Urtheil eines Lehrers, der für die Sache begeistert war und auf Guggenbühls Seite stand. Im Ganzen aber waren nur wenige Besucher der Anstalt so scharfblickend; die große Mehrzahl verkündete mit vollen Waden die Wunder

des Abendberges und dies hatte das Gute, daß man auch anderwärts mit der Errichtung von Cretinen- und Idiotenanstalten vorging.

Früher war in dieser Angelegenheit noch wenig gethan worden.*) Im Salzburgischen soll bereits im Jahre 1816, nach anderen im Jahre 1828 ein Lehrer Guggenmoos sich mit der Bildung cretinischer Kinder beschäftigt haben. Im Jahre 1835 hatte der Stadtpfarrer Haldenwang zu Wildberg im Württembergischen eine Unterrichtsanstalt für schwachsinige Kinder errichtet, die später 1847 in die mit Staatsunterstützung gegründete Heilanstalt Mariaberg überging. In Frankreich war man vom Idiotismus ausgegangen und bereits 1828 hatte der Irrenarzt Ferrus eine Schule für Blödsinnige im Bicêtre, der Irren- und Siechenanstalt für Männer in Paris errichtet. Voisin hatte dann 1834 zuerst in der Nähe von Paris eine besondere Anstalt für schwachsinige Kinder unter dem Titel: Etablissement orthophrénique in's Leben gerufen.

Hier wirkte namentlich Eduard Séguin.***) Er meinte, wie es dem Menschen gelungen sei, vernunftlose Thiere abzurichten, wie man es sogar dahin gebracht habe, einen Floh exerciren zu lehren, so müßte man bei gehöriger Ausdauer auch bei den Blödsinnigen günstige Resultate erzielen können. In seiner Schrift: Traitement moral hygiène et education des Idiots zc. prahlt er mit großen Erfolgen; aber Ausdauer muß er besessen haben, denn es wird von ihm erzählt, daß er einmal, um einen blödsinnigen Knaben von seiner unbezwinglichen Beweglichkeit zu heilen, sich demselben gegenüber auf einen Stuhl setzte, ihm Hände und Füße mit den seinigen festhielt, und so mit ihm fünf Wochen (?) lang sitzen blieb, — Essen und Schlafzeit ausgenommen. — Für den ersten Leseunterricht — die Buchstabenkenntniß — ließ er eigene Buchstaben von Draht, Eisen oder Holz so anfertigen, daß sie in bestimmte Vertiefungen einer der Fläche einer Tafel genau paßten. Nun gab er dem Kinde eine solche Buchstabenform und veranlaßte es, dieselbe in die ihr entsprechende Vertiefung zu legen. Dabei wurde der Name des Buchstabens genannt. Ebenso ließ er allerlei geometrische Figuren von Holz arbeiten und bunt bemalen, welche ebenfalls

*) Dr. Brandes. Der Idiotismus und die Idiotenanstalten. Hannover 1862.

**) Düsselhof. Die gegenwärtige Lage der Cretinen, Blödsinnigen und Idioten. Bonn 1857. Eine Schrift, die namentlich viel zur Begründung der Anstalt „Sephata“ zu Gladbach beigetragen hat.

in gewisse Vertiefungen einer Fläche genau hineinpafsten. Das Hineinlegen war den Kindern eine ganz angenehme instructive Aufgabe; aber so gewaltige Erfolge, wie Séguin damit erzielen wollte, lassen sich durch solche Spielereien nicht erreichen.

Alle diese Versuche, Blödsinnige zu bilden, wurden wenig beachtet, bis endlich Guggenbühl hervortrat und vom Abendberg jene Bewegung ausging, die fast in allen cultivirten Staaten die Gründung von Blödsinnigen-Anstalten veranlafte. Bald nach Guggenbühl, 1845, gründete Sägert, Director des Berliner Taubstummeninstituts, in Berlin eine Blödsinnigenanstalt und legte später 1846 seine Ansichten über diese Angelegenheit in der Schrift „Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege“ nieder. Sägert behauptet darin zu viel und hat in neuerer Zeit, als er Generalinspector der preussischen Taubstummen-Anstalten wurde, sein Blödsinnigen-Institut an Dr. Heyer abgetreten.

Sachsen war das erste Land, in dem die Regierung sich dieser Angelegenheit annahm, und bis zum heutigen Tage ist die Erziehungs-Anstalt für blödsinnige und schwachsinige Kinder zu Hubertusburg in ganz Deutschland die einzige geblieben, die von der Regierung und den Ständen des Landes gegründet ist und erhalten wird.

Ein sächsischer Fürst wars, der den Samuel Heinicke berief und in Leipzig die Gründung der ersten deutschen Taubstummenanstalt veranlafte. In Sachsen wurde die erste Irrenanstalt in Deutschland zu Waldheim 1787 errichtet, und 1846 war es wiederum Sachsen, wo auf Staatskosten eine Blödsinnigen-Anstalt in's Leben gerufen wurde. Mehr als zwanzig Jahre sind seit dem vergangen und noch ist keine Regierung der sächsischen gefolgt, sämmtliche Blödsinnigen-Anstalten, welche bis jetzt bestehen, sind in den Händen von Privatn und werden größtentheils durch milde Beiträge erhalten.

In Sachsen gab den ersten Anstoß Dr. Ettmüller in Freiberg, indem er 1843 in der vierten Sitzung des Vereins für Staatsarzneikunde im Königreich Sachsen die Lage der Blödsinnigen in beredter Weise darlegte und die Regierung auf diese Angelegenheit aufmerksam machte. Bald nachher sandte die Regierung den Lehrer Hörnig auf den Abendberg, um sich über Guggenbühls Bestrebungen genauer unterrichten zu lassen. Im Jahre 1846 wurde die Sache von den Landständen in die Hand genommen und die zweite Kammer gab der Regierung zur Erwägung, ob und auf welche Weise der Staat für

Heilung, Verpflegung und Beaufsichtigung der Blödsinnigen im Lande Hilfe gewähren könne. — Der Minister von Falkenstein nahm sich aufs Wärmste der Angelegenheit an und schon am 3. August desselben Jahres wurde die Anstalt zu Hubertusburg mit 10 Knaben eröffnet. Leider hatte man sich in der Wahl des Lehrers Hörnig vergriffen, denn derselbe, obfchon eine geistvolle Persönlichkeit, eignete sich durchaus nicht zum Erzieher solcher Kinder. Er mußte schon nach wenigen Monaten entlassen werden, und an seine Stelle trat der Oberlehrer C. Gläsche, ein Mann mit warmen Herzen und reichen Wissen, wie er besser gar nicht gefunden werden konnte. Unter seiner Leitung bewährte sich die Anstalt so, daß sie, anfangs nur versuchsweise errichtet, 1852 definitiv zur Landesanstalt erhoben wurde. Von 1861 wurden auch Mädchen in die Anstalt aufgenommen. Oberlehrer Gläsche wurde 1865 als Director des Waisenhauses nach Dresden berufen und gegenwärtig führt Oberlehrer Pflug die Anstalt in seines Vorgängers bewährter Weise fort. Die Anstalt hat gegenwärtig einige vierzig Zöglinge, welche von drei Lehrern unterrichtet werden. Neben ihr besteht noch ebenfalls in Hubertusburg eine Versorgungsanstalt für blödsinnige und epileptische Kinder mit etwa 70 bis 80 Kranken. Näheres über die Hubertusburger Anstalt findet man in den beiden vom Oberlehrer Gläsche herausgegebenen Berichten. Leipzig 1853 und 1858; sowie in zwei von mir geschriebenen Artikeln; Gartenlaube 1858 und Cornelia 1865.

Gleichzeitig mit Guggenbühl begann Dr. Kern mit Gründung einer Blödsinnigen-Anstalt. Erst Taubstummenlehrer in Leipzig, wurde er später Director einer Taubstummenanstalt zu Eisenach. Er gab dann dieselbe auf, um sich ganz der Bildung der Blödsinnigen hingeben zu können; siedelte 1847 nach Leipzig über, studirte hier noch Medicin und richtete nun 1855 eine größere Anstalt in Gohlis bei Leipzig ein, die er später abermals erweiterte und nach Möckern verlegte. Dr. Kern war einer der Ersten, der Guggenbühl entlarvte und die übermäßigen Erwartungen, welche das Publikum in Betreff der Cretinen- und Idiotenbildung hegte, auf das richtige Maaß herabzustimmen suchte. Gegenwärtig auf diesem Gebiete eine der bedeutendsten Autoritäten, ist auch seine Anstalt eine der ältesten und bedeutendsten. Sie zählt jetzt etwa 40 Zöglinge. In Württemberg war es namentlich Dr. Bösch, jetzt in Amerika, welcher sich mit Feuer-eifer der Cretinen- und Idiotenbildung annahm.

Jetzt zurück zu Dr. Guggenbühl, dessen Ruhm in den vierziger Jahren immer höher und höher stieg. Da er aber das Universalmittel, in kurzer Zeit aus Cretinen und Idioten geistig gesunde Menschen heranzubilden, nicht gefunden hatte, so suchte er sich mit einem Heiligenschein zu umgeben, um dahinter das Publikum desto leichter täuschen zu können. Er schrieb 1851 an den Lord Ashley: „daß die unsterbliche Seele bei jedem vom Menschen gebornen Geschöpfe ihrem Wesen nach dieselbe ist, war die leitende Idee aller meiner Bemühungen, und die Erfahrung hat dies durch die Thatsache bestätigt, daß diesen Hilfslosen, welchen das Seelenleben wieder aufdämmert, zuerst das Dasein Gottes begreiflich wird. Ein zwölfjähriger Cretin des höchsten Grades, dem fast alle Begriffe abgingen, fiel unlängst auf die Knie und streckte die gefalteten Hände gegen den Vollmond empor, als dieser hinter dem Gipfel der Jungfrau hervortauchte. In vorgerückter Stufe der Entwicklung lernen sie aber den himmlischen Vater erkennen und lieben, der auch den Allerelendesten seine Werke offenbart.“

Es kann nicht Wunder nehmen, daß bei solchen Ansichten Guggenbühl für seine Anstalt keine Lehrer brauchte. Anfangs hatte er tüchtige Lehrkräfte, später verwandte er Lehrerinnen, und auch diese in sehr spärlicher Weise für seine Anstalt. Er sagt in dieser Beziehung in dem Sendschreiben an Lord Ashley: „Vergleichende Versuche haben erwiesen, daß tüchtige Frauen dem männlichen Personal weit vorzuziehen sind, sowohl zu gewissenhafter Erfüllung der ärztlichen Vorschriften und der Pflege, als auch um in den tiefen, dunklen Seelenschacht hinabzusteigen, wozu ein gewisser Takt, Geduld und Ausdauer so wesentliche Bedingungen sind. Die mütterliche Sorgfalt thut mehr, als gekünstelte Pädagogik, und die Tugend des weiblichen Herzens weiß auch die größten Hindernisse zu überwinden.“ — Mitunter hat dieser Schönredner seine Pfleglinge einer oder zwei Mägden ganz gewöhnlichen Schlages überlassen. Im Jahre 1855 war sogar ein Wehr, den er mit aus England gebracht hatte, Lehrer seiner Zöglinge. Das mußte doch Effect machen.

Im Winter ging Guggenbühl auf Reisen und überließ die Anstalt ihrem Schicksale. Sobald aber die Saison herannahte, war Guggenbühl auf seinem Platze, um das Publikum zu empfangen. Da wurde der Abendberg der Dpferstock, der ganz colossale Summen verschlang, über die Guggenbühl nie Rechnung ablegen zu müssen glaubte. Er

erklärte geradezu:*) „Ich bin kein Freund vom Rechnen, halte im Gegentheil dafür, daß solche Werke im Glauben begonnen und fortgesetzt, auch immer das Nöthige finden werden.“ Gewiß Guggenbühl hat ganz Europa gebrandschatzt und seine unglücklichen Zöglinge haben hungern und frieren müssen.

War nun auf dem Abendberge ein hohes englisches, französisches und deutsches Publikum versammelt, dann ging das Gaukelspiel an. Die grellen, weithinschallenden Töne eines chinesischen Gongs riefen das Publikum herbei und nun betete Guggenbühl vor der versammelten Menge mit seinen Zöglingen. Er erklärte dann der horchenden Menge, daß in kurzer Zeit auf dem Abendberge eine Kapelle sich erheben werde, in welcher ein Missionär diesen armen Kinder das Reich Gottes verkünden werde — wenn nämlich christlicher Sinn ihn in diesem Unternehmen mit Gaben der Liebe unterstützen würde. Dann wurden die Besucher in eine dunkle Kammer geführt; an der Wand erschienen plötzlich feurige Striche, sie sollten dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Cretins und Idioten zu stärken. Jetzt wurde in Geschichte und Geographie examinirt und — zum Staunen der Anwesenden — antworteten einzelne ganz richtig; ja in deutscher und französischer Sprache erfolgten mitunter sogar ganz glänzende Antworten, wie sie kaum ein geistig gesundes Kind desselben Alters gegeben haben würde.

Man hatte viel erwartet, aber ein solches Wunder, daß diese verkümmerten unbeholfenen Cretins in kurzer Zeit so herangebildet würden, das übertraf alle Erwartungen und — schönes Gold wurde dem edlen Manne übergeben, damit er es anwende zum Wohle der Unglücklichen.

Wohl war unter den Besuchenden so Mancher, welcher den Kopf schüttelte und offen erklärte, daß die Kinder, welche so gut antworteten, vollkommen geistig gesunde Kinder seien, an denen sich nie die kleinste Spur von Cretinismus und Idiotismus gezeigt habe; daß Guggenbühl hier offenbare Schwinderei vorführe. Man hörte den Unberufenen nicht oder bemitleidete ihn als einen, aus dem nur der Unglaube spreche.

Immer neue Flugblätter erschienen und verherrlichten in allen Sprachen den edlen Menschenfreund; aber auch die Nemesis nahte langsamen, aber sichern Schrittes. Es erhoben sich Mitte der fünf-

*) Disselhoff. Rettung der Cretinen etc. Seite 24.

ziger Jahre in der Presse mehr und mehr Stimmen, welche über den Abendberg ungefärbte, aber haarsträubende Berichte gaben, so brachte unter andern 1855 die „Europa“ einen langen Artikel: „Die Enthüllung der Cretinenanstalt des Abendberges.“ Es heißt darin: „Angriffe, die vor einiger Zeit gegen diese sogenannte Cretinenanstalt in einem schweizerischen Blatte eröffnet wurden, lichten mehr und mehr das bisher über ihr geschwebte mysteriöse Halbunkel, und der zerreißende Schleier zeigt vielleicht wenig Anderes, als eine großartige Ausbeutung der Wohlthätigkeit Europas zu eigenem Nutzen. Noch sprechen die amtlichen Akten nur bruchstückweise; allein es geht aus ihnen bereits unzweifelhaft Folgendes hervor. Was an gewonnenen Resultaten verlautete, beruht lediglich auf Guggenbühls höchst allgemeinen Mittheilungen. Der Arzt muß Alles vermessen, was ihm hierbei als unabwiesbare Forderung und unumgänglichen Beleg gilt. Die jeweilig von der Bern'schen Direktion des Innern abgeschickten Aerzte fanden, daß bei der Aufnahme der Kinder durchaus keine Controлле stattfindet, kein Tagebuch über sie geführt wird, ihr Zustand bei der Entlassung gleich sehr problematisch ist. Ja, ein Dr. Hermann berichtet schon 1850, daß er unter 20 Kindern nur 4 Cretinen gefunden habe, 3 vollkommen gesund, die übrigen scrophulös und mit andern Krankheiten behaftet. Der Nachweis einer Heilung eigentlicher Cretinen oder mit ausgesprochener cretinischer Anlage behafteter Kinder war nicht zu erhalten. Weiter sind schon früher Klagen laut geworden über ungenügende Heizrichtungen für den Winter, Klagen über ungenügende Bekleidung, in Bezug auf Nahrung und Reinlichkeit. Die strenge Winterzeit sieht den Vorsteher in der Regel auf mehrere Monate nicht in den Mauern der Anstalt, deren Winterkleid ein ganz anderes ist, als das auf den Fremdenbesuch berechnete Sommergewand. — Das Ritterthum jener Lüge, die alles zu größerer Ehre Gottes zu thun vorgibt, dürfte freilich hierdurch einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten haben.“

Guggenbühl bot Alles auf, um den nahenden Sturm zu beschwichtigen. Vergebens! Selbst seine ehemaligen Freunde wandten sich gegen ihn. Namentlich war es Professor Demme in Zürich, der gegen ihn auftrat. Anfangs hatte er sich warm für Guggenbühl verwendet und denselben in einer Abhandlung über den „endemischen Cretinismus“ einer allseitigen Theilnahme angelegentlichst empfohlen.*)

*) Vergl. die Berner Zeitschrift: der Bund 1858. 17. Juni 2c. und folgende Tage.

Vergebens aber verlangte Professor Demme von Dr. Guggenbühl eine ärztliche unparteiische Prüfung der kranken Kinder bei ihrer Aufnahme und Entlassung, und ein über die Zeit ihrer Anwesenheit gewissenhaft geführtes Journal. Mit tausend auffallenden Winkelzügen und Ausflüchten suchte sich Guggenbühl jeder Controлле zu entziehen. Noch später suchte Prof. Demme die offenbaren Mängel der Anstalt im Hinblick auf Guggenbühls redliches Streben mild zu entschuldigen. Später aber konnte er sich nicht mehr verhehlen, daß die sogenannte Cretinenheilanstalt nur auf den Schein berechnet, das Treiben Dr. Guggenbühls aber eine persönliche Geld- und Ehrenspectation, eine absichtliche Täuschung der heiligsten Eltern- und Menschengefühle sei. Wurden doch stets die Besucher der Anstalt zuerst in den Empfangssaal geführt, der die Ruhmeshalle Guggenbühls bildete. Da hingen Diplome von allen Gesellschaften und in allen Sprachen geschmackvoll gruppiert an den Wänden, um von Anfang an zu blenden und zu täuschen.

Endlich brach der Sturm über Dr. Guggenbühl los. 1858 wurde auf Anregung des damaligen englischen Ministers Gordon in Bern von Seiten der Regierung eine Untersuchung der Anstalt eingeleitet. Dr. A. Vogt (Bruder des Genfer Professors Carl Vogt) und Dr. Verdat, mit dieser Untersuchung beauftragt, gaben folgendes Gutachten ab:

„Herr Direktor! Auf Ihre Anordnung hin haben die unterzeichneten Aerzte die Cretinenheilanstalt des Herrn Dr. Guggenbühl auf dem Abendberg am 20. April letztlin besucht und einer gewissenhaften Untersuchung unterzogen, deren Resultat wir Ihnen hiermit mittheilen. Wir erreichten die Anstalt beim schönsten Wetter am besagten Tage, begleitet vom Herrn Amtschreiber Ritschard, und verwandten den ganzen Nachmittag zur Visitation derselben. Herr Dr. Guggenbühl war auf einer größeren Reise abwesend, welche er im vergangenen November angetreten hatte, und sollte sich angeblich noch in Wien aufhalten. In seiner Abwesenheit hatte der Dekonom der Anstalt die Gefälligkeit, uns möglichst genaue, aber für uns vielfach ungenügende Auskunft über dieselbe zu erteilen. Die Anstalt zählte bei unserem Besuch 18 Zöglinge. Wir besichtigten zunächst die Räumlichkeiten des Gebäudes, welche uns mit Ausnahme von drei oder vier Zimmern, die ausschließlich durch den abwesenden Leiter der Anstalt bewohnt wurden, bereitwillig geöffnet wurden. Dieselben waren ziemlich reinlich und nur in dem einen Schlafzimmer, welches angeblich die schwereren Patienten Nachts aufnimmt, fiel uns der stark urinöse Geruch auf. Alle Zimmer, welche von den Zöglingen bewohnt werden, zumal die bei den unter dem Dach gelegenen niederen Schlafsäle, sind höchst mangelhaft oder gar nicht ventilirt und die Betten aus Mangel an Raum zu sehr zusammengedrängt. Die letzteren ließen, was Reinlichkeit anbelangt, manches zu wünschen übrig. Das Babelokal schien seit längerer Zeit nicht mehr gebraucht worden zu sein und besitzt ohnedies nicht den erforderlichen Raum und die nothwendige Einrichtung, um den Zwecken der An-

stakt nur einigermaßen zu genügen. Der Turnsal, welcher im Winter nicht benutzt werden kann, enthält nur wenige und sehr mangelhafte, beschädigte Turngeräthe. Ebenso sind die Turngeräthe im Freien größtentheils unbrauchbar. An der Südseite des Gebäudes ist ein noch unvollendeter Anbau mit ungefähr zwölf Zimmern in Arbeit, welcher nach Westen in eine Kapelle mit gemalten Fensterstößen ausläuft. Was nun speciell die Zöglinge der Anstalt anbetrifft, so bemerken wir, daß wir unter ihnen ein buntes Gemisch gesunder und mannigfach kranker Kinder vorfinden, von denen höchstens der dritte Theil den eigentlichen Cretinen zugerechnet werden kann. Leider war Niemand der Angestellten im Stande, uns über die Entwicklung und den Verlauf der Krankheiten bei den Einzelnen einen einigermaßen befriedigenden Aufschluß zu geben. Der Verwalter selbst wußte nicht einmal die Zahl der Zöglinge in der Anstalt anzugeben. Von einem Krankenjournal oder Verzeichniß der Zöglinge mit der Angabe ihres Alters, der Zeit ihres Eintritts u. s. w. konnte uns nichts mitgetheilt werden. Die Zöglinge schienen uns zweckdienlich gekleidet, reinlich und gut genährt. So viel wir aus einmaliger Anschauung, ohne anderweitige Anhaltungspunkte, schließen konnten, waren vier derselben geistig und körperlich gesund und normal entwickelt; fünf waren mehr oder weniger geistig schwach bis zum vollkommenen Idiotismus, ohne irgend eine sichtbare körperliche Mißbildung; zwei zeigten die Symptome und Ausgänge eines Gehirnleidens, und zwar der eine der Zöglinge mit choreaartigen (veitstanzartigen) Krämpfen, der andere mit Lähmungen und Contracturen, beide ohne körperliche Mißbildung; zwei zeigten etwas cretinenähnliches in ihrem Aussehen, und fünf endlich schienen sich mehr dem eigentlichen Cretinismus zu nähern, obgleich wir zugeben müssen, daß wahrscheinlich die Mehrzahl der Letzteren nur an den Folgen abgelaufener Gehirnkrankheiten leiden. Auffallend war es uns, nur bei sehr wenigen Zöglingen einen Kropf entwickelt zu finden. Fast alle Zöglinge sind zwischen zehn und zwanzig Jahren alt. Drei derselben bedürfen wegen mangelhafter Bewegungsfähigkeit einer beständigen Unterstützung beim Gehen, Essen u. s. w. und sind höchst unreinlich. Für diese 18 Zöglinge nun besteht das gegenwärtige Wartpersonal aus zwei Mägden, welche nebenbei, mit Ausnahme der Küche und Dekonomie, alle Hausgeschäfte versehen müssen, und eine Lehrerin, welche aber erst seit vierzehn Tagen anwesend ist. Eine ärztliche Aufsicht der Anstalt existirt gar nicht und selbst bei Krankheiten der Zöglinge scheint keine ärztliche Hilfe in Anspruch genommen zu werden; wenigstens fanden wir einen der Zöglinge im Bett liegend mit einem bedeutenden Halsdrüsen-Abscess, welcher schon flukuirte und tief geröthet und sehr schmerzhaft war, ohne daß man außer dem Anlegen eines Halstuches irgend ein ärztliches Verfahren eingeleitet hatte. Wir lassen hiemit die Thatfachen sprechen und erlauben uns nur noch einige wenige Schlüsse, welche sich auf dieselben gründen. Vorerst entbehrt die Anstalt, wenigstens in ihrem gegenwärtigen Zustande, aller Attribute, welche sie als eine Heilanstalt für Cretinen besitzen müßte. Bei Abwesenheit jeder ärztlichen Leitung, beinahe während eines halben Jahres, und zumal des Winterhalbjahres, kann von einer ärztlichen Behandlung des Cretinismus nicht die Rede sein. Dasselbe gilt von der psychiatrischen und pädagogischen Behandlung. Die letztere kann auch, bei Abwesenheit der seit 14 Tagen eingetretenen Lehrerin, nur eine sehr mangelhafte sein, wie wir uns aus den Arbeiten eines der geistig entwickelteren Zöglinge zu überzeugen Gelegenheit hatten. Aber auch als Pflegeanstalt von Cretinen läßt sie, unserer Meinung nach, vieles zu wünschen übrig. Einmal enthielt sie in überwiegender Mehrzahl Zöglinge, welche nicht Cretinen sind und als Gesunde besser in anderweitige Schulen, und als Geisteskranke zweckdienlicher in

Irrenanstalten untergebracht würden. Anderentheils läßt sich die längere Abwesenheit jeder ärztlichen Pflege nicht mit dem Begriff einer Pflegeanstalt vereinigen. Und endlich müssen uns die hygienischen Verhältnisse der Anstalt nach den obigen Mittheilungen ungenügend erscheinen. Anhangsweise erwähnen wir noch, daß wir an dem Tag nach unserem Besuch auf dem Abendberg einen schottischen Arzt in Interlaken aufsuchten, welcher sich den Winter daselbst aufgehalten hatte, um einen Sohn der Anstalt zu übergeben. Er machte uns mit verdankenswerther Bereitwilligkeit folgende Mittheilungen, die wir, im Fall eine weitere Untersuchung sollte angeordnet werden, der Erwähnung werth hielten. Er hatte seinen Sohn mit einer eigenen Wärterin, noch bei Anwesenheit von Herrn Dr. Guggenbühl, der Anstalt gegen eine Pension von 100 Pfd. St. (2500 Fr.) übergeben und besuchte die Anstalt wöchentlich drei- bis viermal. Dr. Guggenbühl reiste dann ab mit der Angabe, eine kurze Erholungsreise machen zu wollen. Mit seiner Abreise entließ derselbe das ganze Wartpersonal der Anstalt bis auf eine zwanzigjährige Magd. Da er nach acht Wochen noch nicht zurückgekehrt war, fand es der Vater für gut, seinen Sohn wieder zurückzuziehen. Er klagte sehr über die Unreinlichkeit und die mangelhafte Pflege, welche während dieser Zeit den Pfleglingen zu Theil wurde. Sein Sohn erhielt während seines Aufenthalts auf dem Abendberg, auf Guggenbühl's Verordnung, eine Verdünnung von Liq. cupri ammon. Köchlini, wobei er den Appetit verlor und sein Zustand sich verschlimmerte, der sich seither in Interlaken wieder verbessert hat. — Bern am 23. April 1858. Dr. A. Vogt, Dr. Verdat, Mitglied des Bernischen Sanitätskollegiums.“

Im August desselben Jahres saß in Bern die ungewöhnlich zahlreich vertretene medicinische Section der schweiz-naturforschenden Gesellschaft über Dr. Guggenbühl, welcher selbst mit anwesend war, zu Gericht. Professor Demme wies auf die mannigfachen schwer gravirenden Vorwürfe hin, welche Guggenbühl seit Jahren stillschweigend über sich ergehen lasse und stellte folgende Anträge an die medicinische Section:

1) Daß, da Herr Dr. Guggenbühl der Aufforderung zu einem jährlichen Berichte an die Gesellschaft nur unvollkommen, theils (und zwar während 12 Jahren) gar nicht entsprochen hat, namentlich auch dann nicht, als in der andern Section der Versammlung in la Chaux-de-fonds 1855 ein bedeutendes Mißtrauen gegen seine Anstalt ausgesprochen war; da Herr Dr. Guggenbühl hierdurch theils Nichtachtung der Wünsche der naturforschenden Gesellschaft gezeigt, theils die in la Chaux-de-fonds gegen ihn erhobene Beschwerden nicht widerlegt hat; da er bisher noch keinen einzigen Fall constatirter Heilung des Cretinismus vorgestellt hat — daß dem Herrn Dr. Guggenbühl alle fernere Theilnahme und Unterstützung der schweiz-naturforschenden Gesellschaft zu entziehen sei.

2) Daß sie die allgemeine Versammlung der schweiz-naturforschenden

den Gesellschaft in der nächsten Sitzung auffordern möge, dieser Erklärung beizutreten.

Dr. Guggenbühl erwiderte hierauf, daß ihm alle jene in die Öffentlichkeit gedruckenen Vorwürfe bis jetzt unbekannt geblieben seien, daß ihn die Gesellschaft nie mit — Geld unterstützt habe, und daß er endlich eine Untersuchung durch eine Expertencommission wünsche.

Man strafte die erste Behauptung sogleich Lügen, da jene Vorwürfe fast alle offiziellen Berichten entnommen seien, die Guggenbühl bekannt sein müssen. Auch die zweite Behauptung wurde Lügen gestraft, da in der Gesellschaft für ihn gesammelt worden war. In Betreff einer abermaligen Untersuchung stellte man ihm die Thatsache entgegen, daß bisher alle Berichte von Experten, welche von einheimischen Behörden und öffentlichen Gesellschaften für Wissenschaft und Wohlthätigkeit auf den Abendberg abgeordnet waren — es sind deren mehr als ein Duzend — ungünstig für die Anstalt und deren Leiter ausgefallen sind.

Die medicinische Section stimmte diesen Anträgen einstimmig bei und ebenso einstimmig war am folgenden Tage das Votum der Generalversammlung.

Man sollte es kaum glauben — am Schlusse derselben Sitzung lud Guggenbühl die Gesellschaft zu einem Besuche des Abendberges ein. Die Antwort war ein Sturm der Entrüstung über eine solche unerhörte Unverschämtheit und Verletzung jedes gewöhnlichen Anstandes.

Noch nicht genug. Bei den Festmahlen saß Guggenbühl wie ein Geächteter da, von Jedermann geflohen, und doch drängte er sich eingeladen mit der größten Naivetät zu den reservirten Plätzen der Committirten und Ehrengäste der Gesellschaft.

Fast sollte man meinen, er sei selbst schwachsinzig geworden. Trotz dieses gewaltigen Gerichts, das von seinen Berufsgenossen an ihm vollzogen, blieb er doch der alte — Guggenbühl. Er sandte wiederholt Flugblätter in die Welt, die voll seines Lobes waren und in der That waren einzelne seiner frommen Freunde, namentlich in England, verblendet genug, ihn noch fernerhin als Wohlthäter der Menschheit zu preisen. Aber die alte Herrlichkeit war verschwunden. Am 10. Feb. 1863 ist Guggenbühl zu Montreux gestorben. Der Mann, der seine Zöglinge frieren und hungern ließ, soll 600,000 Francs hinterlassen haben.

Unbestritten bleibt es Guggenbühls großes Verdienst, daß er zuerst die Aufmerksamkeit des großen gebildeten Publikums auf die Cretinen- und Idiotenbildung gelenkt hat; aber ebenso wahr ist es auch, daß gerade er in seinem spätern Wirken dieser Angelegenheit empfindlich geschadet hat. War man erst opferwillig, so wurde man nach so unerhörtem Schwindel um so kühler. Die Gründung neuer Anstalten kam ins Stocken und die bestehenden wurden nur nothdürftig unterhalten. So begeistert man früher gewesen, so zurückhaltend wurde man jetzt. Inzwischen war namentlich die Innere Mission der Idiotenfrage näher getreten. Ueber die Beziehung der Innern Mission zu dieser Angelegenheit spricht sich Medicinalrath Dr. Brandes inder schon erwähnten Schrift „der Idiotismus und die Idiotenanstalten“ sehr treffend dahin aus: „Was kann es Edleres und Erhabeneres geben, als die Aufmerksamkeit, Theilnahme und christliche Liebe für die verlassenen Wesen im Volke zu gewinnen und eigene Anstalten zu gründen, welche dazu bestimmt sind, für ihre Erziehung und, wenn dies wegen gänzlicher Bildungsunfähigkeit nicht möglich ist, wenigstens für ihre körperliche Pflege in liebevollster Weise zu sorgen? Aber wie kann die Art und Weise, in welcher dieser Zweck verwirklicht werden soll, den Unbefangenen befriedigen, wenn er sieht, wie der Kern aller Bestrebungen, nicht die evangelische Liebe, sondern die Einimpfung einer augenblicklich gängigen Orthodoxie, nicht etwa bei solchen, die eines eigenen Urtheils fähig sind, oder fähig werden können, sondern bei blödsinnigen Kindern ist. Man übersehe nicht die Tragweite dieser beiden Wörter: „blödsinnig“ und „Kinder.“ Was würde man von einem Religionslehrer sagen, der es unternehme, ein zweijähriges Kind in der Religion oder gar in den confessionellen Unterschieden und Dogmen u. dgl. zu unterrichten. Und doch stehen die meisten Blödsinnigen noch nicht einmal auf der Stufe der geistigen Entwicklung eines vollsinnigen Kindes von zwei Jahren. Eine solche Richtung kann der großen Sache der Idiotenbildung nur schaden, indem sie derselben Feinde unter allen unbefangenen Menschenfreunden erweckt. Keiner hat sich mehr in dieser Sache veründigt, als Dr. Guggenbühl.“

Unstreitig ist aber diese wichtige Culturangelegenheit vollkommen neutrales Gebiet, auf dem sich die echten Menschenfreunde jeden

*) Dr. Brandes: Seite 97.

Glaubens und jeder Richtung zu vereintem Wirken die Hände reichen sollten. Wie ich gleich Anfangs mittheilte, hatte sich während der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Leipzig 1865, namentlich durch Anregung von Dr. Kern eine heilpädagogische Section gebildet, die sich später als „Gesellschaft zur Förderung der Schwach- und Blödsinnigen-Bildung“ constituirte. Noch in demselben Jahre trat die Gesellschaft vom 18 bis 20 September in Hannover, also gleichzeitig mit der Naturforscherversammlung, zusammen, um die Idiotenbildungsfrage näher zu erörtern. Fast alle Anstalten Deutschlands, auch die Schweiz, Belgien und Dänemark waren durch Aerzte, Vorsteher und Lehrer vertreten, so daß über sechzig Theilnehmer den Versammlungen beiwohnten. Da die Gesellschaft zum ersten Male zusammentrat, so zeigte diese Anzahl von dem tiefen Interesse, das die Idiotenfrage für die Gegenwart bietet. Aber schon die Vorversammlung zeigte, daß einheitlicher Grund und Boden fehlte. Ein Theil wollte engen Anschluß an die psychiatrische Section der Naturforscherversammlung, während ein anderer Theil für die künftigen Versammlungen Anschluß an den Kirchentag wünschte. Schließlich einigte man sich dahin, in selbstständiger Berathung zusammen zu bleiben. Bei der ersten Hauptversammlung begrüßte der damalige Staatsminister von Malortie die Versammlung und führte in längerer Rede aus, wie sich überall schon lange ein Streben nach wissenschaftlichem und staatlichem Fortschritt geltend gemacht habe, gleichwohl aber habe die Pflege des Theiles der leidenden Menschheit, welcher kaum Mitleid und Theilnahme, oft Spott und Verachtung fände, lange auf sich warten lassen. Obschon am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Reformation in das Irrenwesen gekommen, sei doch die Zahl der unglücklichen Geschöpfe, welche von Geburt an in ihrer geistigen Entwicklung gehemmt seien, davon nicht berührt worden. Da sei die Schweiz auf diesem Gebiete der Heilspflege vorangegangen und habe Nachfolge gefunden. Solche Bestrebungen müssen sich als höchst segensreich erweisen, da jene unglücklichen Geschöpfe meist von armen Eltern wären und sich deshalb meist selbst überlassen blieben, da sie gewöhnlich von Irrenanstalten, Armenhäusern und Schulen zurückgewiesen würden und nun dem Abscheu und Spott ihrer Umgebung anheimfielen. Die in's Leben getretenen Idiotenanstalten mahnten zu weiteren Versuchen, um einem der traurigsten Zustände menschlichen Elends nach Möglichkeit abzuhelfen. Auf diesem

Wege weiter zu gehen, wolle man sich hier freundschaftlich die Hand reichen. —

Nachdem der Minister von Malortie zum Vorsitzenden, Dr. Kern aus Möckern und Inspector Fleischlen aus Neinstadt bei Quedlinburg zu Vicevorsitzenden gewählt worden waren, ergriff Dr. Rind aus Möckern das Wort zur Feststellung des Begriffs: „Idiotie.“ Er stellte dabei folgende Thesen auf:

1. Es ist kein Grund vorhanden, anstatt der Worte „kindlicher Blödsinn und Schwachsinn“, einen fremden Ausdruck in unserer Sprache festzuhalten, da unser Ausdruck verständlicher und bezeichnender ist, als die dafür gebräuchlichen fremden.

2. Kindlicher Blödsinn ist jede Verhinderung und Hemmung des kindlichen Geistes durch krankhafte Zustände des Centralnervensystems. Sein Wesen ist Schwäche der geistigen Fähigkeiten.

3. Um jede Störung und Beeinträchtigung der Entwicklung des kindlichen Geistes durch krankhafte Zustände des Centralnervensystems einzubegreifen, würde der Ausdruck: „kindlicher Ir- und Blödsinn“ vorzuschlagen sein. Damit würde neben der Schwäche auch das Mißverhältniß der geistigen Funktionen zu einander ausgedrückt.

4. Will man für den engeren oder für den weiteren Begriff das Wort „Idiotie“ gebrauchen, so wird dies von einem allseitigen freien Uebereinkommen abhängen.

5. Der Cretinismus kommt für uns nur in sofern in Betracht, als er mit kindlichem Blödsinn und Schwachsinn behaftet erscheint.

6. „Cretinismus“ schlechtweg für „kindlichen Blödsinn und Schwachsinn“ zu gebrauchen, ist durchaus unstatthaft.

7. Der kindliche Blödsinn ist nur ein Symptom nicht von einem, sondern von verschiedenartigen krankhaften Zuständen des Centralnervensystems.

8. Diese krankhaften Zustände, namentlich Bildungshemmungen und Entzündungen mit ihren Produkten, wirken ebenso destruktiv in der leiblichen, wie in der geistigen Sphäre.

9. Zur Bekämpfung des Uebels sind vor allem die Aerzte berufen da ihr Heilobjekt der ganze Mensch ist.

10. Sucht man durch Erziehung und Unterricht den Blödsinn zu bekämpfen, so ist dies ein rein symptomatisches Verfahren.

11. Die symptomatische Heilmethode hat ihre Berechtigung, da

bis zur Zeit als Radicalmittel gegen das Uebel nur die Verhütung anzusehen ist.

12. Die Pädagogik kann nur insoweit Erfolge erringen, als noch gesunde Elemente der Psyche vorhanden sind.

Von einer Debatte über diese Sätze mußte abgesehen werden, da der zweite Referent — zugleich auch Hauptopponent — in dieser Frage Dr. Georgens aus Schloß Zwölfaring bei Wien noch nicht angekommen war. Nachdem man deshalb beschlossen, obige Sätze in der Mittwochssitzung der Versammlung gedruckt vorzulegen und dann darüber zu debattiren, ging man zum zweiten Verhandlungsgegenstande: „die Gliederung der Idiotenanstalten“ über. Als Referenten traten auf Dr. Kern und Direktor Barthold aus Gladbach. Beide Referenten kamen darin überein, daß die Idiotenanstalt aus getrennten Abtheilungen für das männliche und weibliche Geschlecht bestehen müsse. Weiter würden sich diese Abtheilungen in die Vorschule oder Versuchstation, aus welcher die Bildungsfähigen in die eigentliche Schule, die nicht Bildungsfähigen in das Asyl übergangen, zu gliedern haben. Hieran schließt sich die Beschäftigungsanstalt, welche die Besseren für's Leben ausbildet, sich aber auch derer annimmt, die nie selbstständig in's Leben treten können. Die Versammlung stimmte dem bei, ging aber bei der Frage, ob die Anstalten, ähnlich wie die Rettungshäuser in innern Mission, in gesonderte kleine Hausgenossenschaften zu theilen seien, weit auseinander und beschloß diese Frage nach mehrjähriger Prüfung weiter zu besprechen.

Der folgende Tag führte die Gesellschaft nach dem zwei Stunden von Hannover entfernten Dorfe Langenhagen zu einer genauen Besichtigung der dort seit drei Jahren bestehenden Idiotenanstalt. Auch die psychiatrische Section der Naturforscherversammlung nahm Theil an diesem Ausfluge. Die sehr zweckmäßig eingerichtete Anstalt zählte über 100 Zöglinge, aber auch hier zeigte es sich, daß nur mit den Schwachsinnigen ein erfreuliches Resultat zu erzielen ist.

In der Schlußsitzung hatte ich die Ehre, der Gesellschaft meine Ideen über*) Schulen für schwachbefähigte (schwachsinnige) Kinder vorzutragen. Es knüpfte sich hieran eine lebhafte Debatte, in der man die hohe Bedeutung des Gegenstandes vollkommen erkannte. Zeigten sich auch in Betreff des Lehrganges und der äußern Einrichtung

*) Schulen für schwachbefähigte Kinder. Leipzig 1864.

solcher Schulen hie und da Meinungsverschiedenheiten, so vereinigte sich doch die Versammlung zur Annahme des Satzes: In allen größeren Städten gründe man Schulen für schwachsinnige Kinder, damit diese, die später zum großen Theile der Gemeinde zur Last fallen, durch geeignete Persönlichkeiten und entsprechenden Unterricht zu brauchbaren Menschen herangebildet werden.

Die Annahme dieses Satzes ist aber auch das einzige Resultat der Versammlung geblieben, denn nun sollte Dr. Georgens über Feststellung des Begriffs „Idiotie“ sprechen und an seinem Vortrag sollte sich die Debatte über die von Dr. Kern aufgestellten Thesen knüpfen. Da aber der Vortrag des Dr. Georgens so breit angelegt war, daß er nach einstündiger Rede erst seine Einleitung beendet hatte, so sah sich der Vorsitzende genöthigt, wegen vorgerückter Zeit den Sprecher gerade da zu unterbrechen, als er auf das eigentliche Thema eingehen wollte. Die Zeit war um, von einer weitem Debatte konnte keine Rede sein, kaum daß noch einiges Geschäftliche besprochen werden konnte.

Bis heute ist der ersten Versammlung keine zweite gefolgt.

Unter den deutschen Aerzten, welche gegenwärtig sich die meisten Verdienste um das Idiotenbildungswesen erworben haben, sind namentlich Dr. Kern aus Möckern bei Leipzig, Sanitätsrath Dr. Erlenneyer in Bendorf (Regierungsbezirk Düsseldorf) und Medicinalrath Dr. Brandes in Hannover zu nennen.

Dann aber sei besonders des katholischen Priesters Joseph Probst gedacht, der zu Cassberg bei Mühlendorf in Baiern die größte derartige Anstalt leitet. Es befanden sich darin 1864 116 Zöglinge.

Die Anstalt für schwachsinnige Kinder zu Marienberg im Königreich Württemberg unter Leitung des Dr. Zimmer und Decan Beck zählte 59 Zöglinge zu Anfang 1864.

Die Heil- und Pflegeanstalt für schwachsinnige Kinder in Stetten Oberamts Canstatt in Württemberg, früher in Winterbach hatte 1864 70 Zöglinge und steht unter Leitung des Inspector J. Landenberger und des Dr. Gaupp.

Die evangelische Heil- und Pflegeanstalt „Sephata“ für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westphalens zu M. Gladbach, Regierungsbezirk Düsseldorf unter dem Vorsteher C. Barthold zählte 1865 in der Pflegeabtheilung 14 Kinder, in der Heilabtheilung 66 Kinder.

Die Erziehungs- und Pflegeanstalt für blödsinnige und geistes- schwache Kinder zu Langenhagen bei Hannover unter Leitung des Medicinalrathes Dr. Brandes zählte 1865 — 100 Zöglinge. Von Michaelis 1868 ab wird Dr. Kind, früher Assistenzarzt des Dr. Kern in Möckern die Direktion dieser Anstalt übernehmen.

Die Erziehungsanstalt für blödsinnige Kinder zu Hubertusburg unter Dr. Köhler und Oberlehrer Pflugl zählt gegenwärtig 46 Kinder. In der Versorgungsanstalt befinden sich 70 bis 80 Pfleglinge.

In der Idioten-Anstalt zu Bendorf, Regierungsbezirk Coblenz unter Direktion des Dr. Erlenmeyer, sind etwa 30 Zöglinge.

Möckern bei Leipzig, Privatanstalt des Dr. Kern, zählt gegenwärtig etwa 40 Zöglinge und zerfällt in eine Erziehungs- und eine Versorgungsanstalt.

Das Elisabethstift, Erziehungshaus für blödsinnige und schwach- sinnige Knaben zu Neinstadt bei Quedlinburg unter Leitung vom Inspector Fleischlen, hatte 1865 — 64 Zöglinge. Das Alial dieses Stiftes, das Asyl Kreuzhilfe für Blödsinnige jeden Geschlechts und Alters auf Haus Dögel bei Neuhaaldensleben zählte 35 Pfleg- linge.

Die Anstalt zur Pflege und Erziehung für weibliche Idioten zu Hasserode, Regierungsbezirk Magdeburg zählte 1861 — 20 Zöglinge.

Die Anstalt zur Pflege und Erziehung blödsinniger Kinder in der Rückenmühle bei Ste ttin, unter Leitung des Hausvaters Fr. Berthold, zählt jetzt 63 Zöglinge.

Außer diesen größeren Anstalten sind noch zu nennen: Kiel, Direktor Johann Meyer; Sonderburg, Director Dr. Stender; Berlin, Direktor W. Bösch; Neustadt-Eberswalde, Dr. Heyer; das deutsche Samariterstift zu Gra schütz bei Breslau; das Wilhelmstift zu Potsdam, Lehrer Großmann; Schreibershan im Riesenge- birge; Rastenburg, Reg.-Bez. Königsberg, Hausvater Krause; Westerburg für Ost- und Westpreußen; Alsterdorf bei Hamburg; das Emaustift zu Schwerin; Sachsenburg bei Schwerin, Vorsteher Basedow; Neu-Dettelsau bei Nürnberg, Pastor Löhe; Buschbad bei Meissen, Dr. Herz; Perchtoldsdorf bei Wien.

Im Entstehen begriffen ist eine Anstalt im Großherzog thum Hessen, eine zu Eckerode in Braunschweig und eine für Ober- sachsen. Da- gegen ist die Anstalt des Direktors Gebauer in Dresden angegangen

ebenso die Heilanstalt „Levana“ zu Zwölfaring bei Wien. Dr. Geor- gens leitet gegenwärtig einen Kindergarten zu Nürnberg und scheint demnach die Idiotenbildung aufgegeben zu haben.

Außerhalb Deutschland befinden sich Idioten-Anstalten in Gamle Bakkehus bei Copenhagen, Director Durloo; Riga, Frau Therese Plag; Basel, Professor Jung; Chateau Bennes bei Lau- sann, Lehrer Blumer; Höttingen, Vorstadt von Zürich, Fräulein Keller; Paris, Abtheilungen für idiotische Kinder in der Salpetriere und in Bicetre, Laforce (Dordogne) Pfarrer Vost; Aosta, das Ere- tinen-Hospiz Victor Emanuel; Utrecht, Haag, London, Essex- Hall in Colchester, Lowestoft in Norfolk, Bath in Somerset, Chil- compton bei Bath, Surrey-County bei London, York-We st- Riding zu Wakefield, Baldo von bei Dundee, Edinburg mit zwei Anstalten.

In Nordamerika befinden sich Idiotenanstalten zu Boston und Barre (Massachusetts), in Syracuse (New-York), in Media (Penn- sylvanien), in Columbus (Ohio) und bei Lexington (Kentucky).

Unter den 26 deutschen Anstalten befindet sich, wie schon früher mitgetheilt, nur eine, welche Staatsanstalt ist, die zu Hubertusburg, die andern sind Privatanstalten und namentlich ist es die innere Mis- sion, welche die meisten derselben in's Leben gerufen hat. Unendlich viel bleibt hier zu thun übrig, und hier sind alle berufen zu helfen. Zunächst aber helfe man da, wo noch Rettung möglich ist und errichte

Schulen für schwachsinige Kinder.

Man ist längst von der Idee abgekommen, Eretinen und Idioten heilen zu wollen. Man versucht dies weder auf „intellectuellem“ noch auf „medicinischen“ Wege. Oberlehrer Gläseke erklärt in seinem zweiten Berichte: „Auf Heilung des Blödsinnes zu hoffen, wäre eine Illusion, und sie zu predigen, wäre Charlatanerie.“ Für Blödsinnige errichte man Versorge- und Pflegeanstalten — vor Allem aber suche man die große Zahl der Schwachsinigen zu retten. Wie unterscheiden sich aber Schwachsinige von Blödsinnigen? — Ich lasse hier die Aerzte antworten. Medicinalrath Dr. Brandes sagt:*) Da der Idiotismus die Folge verschiedener schwerer Erkrankungen des Gehirns ist, so muß es einleuchten, daß die hervorstechendsten Erscheinungen desselben innerhalb

*) Medicinalrath Dr. Brandes: Idiotismus.

der von diesem Organe beherrschten oder beeinflussten Thätigkeiten zu suchen sind. Die Geistesthätigkeiten können wir uns nicht vom Gehirn getrennt denken, und stellen wir dieselben bei unserer Betrachtung voran. Das charakteristische Symptom auf diesem Gebiete ist die Schwäche oder das gänzliche Erloschensein aller oder der meisten geistigen Functionen. Diese Schwäche kann verschiedene Abstufungen haben und geht von geringeren Graden geistiger Beschränkung und Dummheit (Vornirtheit ingenium tardum) bis zur vollkommenen geistigen Nichtigkeit. Zuweilen kommen auch partielle Beschränkungen einzelner Seelenthätigkeiten neben besserer oder ganz normaler Entwicklung anderer vor. Es ist hiernach begreiflich, daß man versucht hat, verschiedene Arten und Grade des Idiotismus aufzustellen; indessen wird so immer nur eine künstliche Eintheilung erzielt und sind strenge Grenzen zwischen den einzelnen Graden nicht anzugeben. Es genügt in practischer Beziehung den Blödsinn geringeren Grades (den Schwachsinn, imbecillitas) von demjenigen höhern Grades (dem eigentlichen Blödsinn fatuitas) zu trennen.

Ueber den Schwachsinn sagt Professor Voelckers*) „Bei andern Kindern ist das Gehirn in Folge meist noch unbekannter Ursachen nicht in der Weise befähigt, seine geistige Arbeit in derselben Zeit und Vollkommenheit zu erlernen und auszuführen, wie dies bei einem vollständig normalen Gehirn die Möglichkeit ist. Solche Kinder nennt man „schwachsinnige, geistigschwache oder schwachbefähigte.“ Sie können bei richtiger Behandlung durch einen sachverständigen Erzieher, freilich nur ganz allmählig, dahin gebracht werden, daß sie ordentlich menschlich zu denken, zu fühlen und zu handeln erlernen und, wenn sie auch keine großen Denker werden, doch in der menschlichen Gesellschaft, ohne derselben zur Last zu fallen, ihre Stelle ausfüllen.“

Die Grenzlinie zwischen Blödsinn und Schwachsinn läßt sich natürlich nicht haarscharf bestimmen. In den meisten Fällen wird die Sprache maßgebend sein. Ein Kind also, das noch im Besitz der Sprache ist, somit also seine Wünsche und Gedanken, mögen dieselben auch noch so armselig sein, in zusammenhängenden Worten ausdrücken kann, ist schwachsinnig. Wohl ist sein Auffassungsvermögen gering, seine Sprache schwerfällig, sein Wollen und Empfinden schwach, aber

*) Leipziger Tageblatt. 8. Juli 1866.

es kann doch denken, wollen und empfinden, wenn Alles auch viel langsamer vor sich geht, als bei dem sich normal entwickelnden Kinde. Bei dem eigentlich Blödsinnigen dagegen ist die Seele gänzlich gebunden; es herrscht vollkommene Seelenunthätigkeit. Mit sehendem Auge sieht er nicht, mit hörendem Ohre hört er nicht und deshalb gehen ihm auch alle Vorstellungen und Begriffe ab. Sein Sprechen ist nur gedankenloses Schwagen oder er stößt unartikulirte Laute aus. Er scheut keine Gefahr und die ganze körperliche wie geistige Erscheinung zeigt, daß bei diesen Unglücklichen von Unterricht und Erziehung keine Rede sein kann und nur ein Abrichten zu bestimmten Thätigkeiten möglich ist.

Zunächst gilt es also den schwachsinnigen*) Kindern zu helfen. Ihrer gibt es mehr, als man zu glauben geneigt ist. Die statistischen Nachrichten geben hier keinen Ausweis, trotz der Rubrik „Schwachsinnige und Blödsinnige“, da in der Regel hier nur die eigentlichen Blödsinnigen aufgeführt werden. So gibt es wohl große Ortschaften, in denen sich kein blindes, kein taubes, kein blödsinniges Kind befindet; aber es gibt kaum eine Schule, in der sich nicht ein oder einige schwachsinnige Kinder befänden. Ist das zuviel gesagt? Man denke nur zurück an die eigene Schulzeit, da werden in der Erinnerung bleiche verkümmerte Kindergestalten emporsteigen, die immer die letzten der Classe waren, die trotz aller Schläge nichts lernten, die dem Muthwillen und den Neckereien aller preisgegeben waren. Ja die Zahl solcher Kinder ist in der Gegenwart, namentlich in Städten, wo die Anforderungen an die Schule sich immer mehr und mehr steigern, im Zunehmen begriffen. Das Hauptcontingent liefern die untern Volksklassen, denn abgesehen davon, daß diese eben den größten Theil der Bevölkerung bilden, fehlt es gerade hier so oft an zweckmäßiger Ernährung, gesunder Wohnung und sorgfältiger Erziehung, daß es kein Wunder ist, wenn sich hier die Zahl als eine wahrhaft schreckenerregende herausstellt. Wohl aber ist's ein Wunder zu nennen, daß unter solchen Verhältnissen die Zahl nicht noch größer ist; es ist dies ein Beweis mehr für die Unverwundlichkeit der menschlichen Natur. Medicinrath Dr. Brandes sagt: „Als besonders schädlich auf die körperliche und geistige Entwick-

*) Ich habe diese Kinder früher auch „schwachbefähigte“ genannt; aber nur um einen weniger hart klingenden Ausdruck anzuwenden. Da aber dies zu Mißverständnissen geführt hat, so werde ich künftig nur den allgemein-giltigen Ausdruck — schwachsinnig — gebrauchen.

lung des Kindes sind hier hervorzuheben, die in den ärmeren Classen so gewöhnliche mangelhafte Ernährung des Säuglings und des kleinen Kindes, mangelhafte Reinlichkeit, das Ueberheizen der Zimmer, das ängstliche Warmhalten der Kinder, namentlich des Kopfes, Angst vor dem Oeffnen der Fenster und vor jedem Luftzuge. Dazu kommt noch die unselige Mode, das unruhige Kind mit Schlaftröpfen oder Branntwein zu besänftigen. Sind die Wohnungen nun feucht, dumpfig ohne Licht und Sonne, nach engen Höfen, engen Straßen, sogar im Keller gelegen, wie dies in größern Städten etwas ganz Gewöhnliches ist, sind die Wände feucht, mit Schimmel bedeckt, die Betten mit feuchtem, halbsaulem Stroh gefüllt, wird zugleich in dem schon überfüllten Zimmer noch gekocht, so ist es leicht erklärlich, daß das Kind, welches verdammt ist, in dieser Atmosphäre aufzuwachsen, nicht gedeihen kann. Man hat gerade in solchen Wohnungen viele idiotische Kinder angetroffen und von einer eigenen Art des Cretinismus in größern Städten gesprochen.*) Da sich fast alle die eben erwähnten Schädlichkeiten bei der ärmeren Volksklasse vereinigt finden, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Statistik zeigt, daß bei weitem die Mehrzahl aller Idioten jener Classe angehört. Bei einer Zählung der blödsinnigen schulpflichtigen Kinder Leipzigs fanden sich etwa 63 solcher Unglücklichen vor, von denen 33 den beiden Armenschulen angehörten. Während in den Bürgerschulen etwa $\frac{1}{4}$ Procent aller schulpflichtigen Kinder als schwachsinig bezeichnet werden mußte, war es in den Armenschulen fast 1 Procent. In Dresden hat sich ein ähnliches Resultat ergeben. Man fand in den dortigen Schulen circa 100 blödsinnige und schwachsinige Schulkinder vor.

In der Regel wird der Zustand dieser Kinder erst in der Schule erkannt. Früher sehen die Eltern wohl auch, daß ihr Kind stiller und theilsnahmsloser als die andern ist und viel später sprechen lernt — aber es ist eben ein kränkliches Kind, mit den Jahren wird es sich schon finden. Jetzt kommt es in die Schule.**) Hier aber, im Vergleich mit den Altersgenossen des Kindes tritt der Unterschied grell zu Tage. Schon körperlich stehen sie diesen nach; sind weniger wohlgebildet, sind schwächer, kränklicher als jene. Ihr Auge ist matter, ihr Gang schlaffer. Auf den Spielplätzen fühlen sie sich unbehaglich, da sie hier

*) Idiotismus und Idiotenanstalten zc. Seite 19.

**) Vergl. meine Schrift: Schulen für schwachbefähigte Kinder.

zu oft dem Muthwillen der Andern preisgegeben sind und es ihnen an Geschick fehlt, sich zu vertheidigen. Sie sehen lieber zu, als daß sie selbst am Spiel Theil nehmen oder starren gedankenlos vor sich hin. Die Andern sind ihnen an Munterkeit, Beweglichkeit und Geschicklichkeit weit überlegen. Noch schlimmer ist das Verhältniß drinnen in der Schultube. Die Fassungskraft, das Wollen und Vollbringen ist auch schwächer, als das ihrer Mitschüler. Während diese längst lesen und schreiben können, stehen sie noch bei den ersten Anfängen. Ihr Gedächtniß vermag nicht sobald die Formen der Buchstaben festzuhalten und ihre ungeschickten Fingerchen wollen nicht mit Stift und Feder umgehen lernen. Sie sind und bleiben die Letzten der Classe.

Der Lehrer nimmt sich wohl ihrer nach Kräften an, aber das ist nicht ausreichend; er kann ja um eines oder zweier Willen nicht die ganze Classe vernachlässigen. Mit Mühe und Noth lernt das arme Kind vielleicht noch etwas lesen und schreiben, lernt endlich auch die Hauptstücke auswendig und wird nun confirmirt, um — später den Angehörigen oder der Gemeinde zur Last zu fallen. Dr. Brandes sagt:*) „Manchem dieser Unglücklichen begegnen wir noch ganz anderwärts, nämlich auf der Anklagebank der Schwurgerichte und als Gefangene in den Strafanstalten. Sie erscheinen hier entweder als Werkzeuge und Verführte, indem irgend ein vollsinniger Verbrecher sie durch Drohungen und Versprechungen zur Begehung irgend einer frevelhaften That verleitet hat, oder sie sind durch ihre Leidenschaften, Rachsucht, Zorn, sinnliche Begierden auf die Bahn des Verbrechens getrieben. Namentlich sind es am gewöhnlichsten Brandstiftung, Mord und Vergehen gegen die Sittlichkeit, deren sie angeklagt werden. Ihr Geisteszustand pflegt dann erst in seiner ganzen Gefährlichkeit erkannt zu werden. Die Zeitschriften für gerichtliche Medicin und Psychiatrie bieten reiches Material dieser Art. — Nicht selten findet man unter Bettlerinnen, Vagabondinnen, Diebinnen, den lüderlichen Frauenzimmern und den Bewohnerinnen der Werk- und Arbeitshäuser Schwachsinigere geringern Grades. Die Armuth, das Elend, die Dummheit und die Sinnlichkeit haben sie auf diesen Weg getrieben, und die Hartherzigkeit, Gleichgültigkeit und die mangelhafte Erkenntniß ihres Geisteszustandes von Seiten ihrer Mitmenschen, ihrer Richter, der Strafanstalts-

*) Idiotismus und Idiotenanstalten zc. Seite 76.

Vorgesetzten und Aerzte erhalten sie auf diesem Wege. — Wollte man nun die Schwachsinigen mit den Blödsinnigen in Idiotenanstalten unterbringen, so würde dies zu kostspielig sein, da Staatsanstalten mit Ausnahme der einen sächsischen*) nicht bestehen, die anderen jetzt bestehenden Idiotenanstalten aber meist für Wohlhabende eingerichtet sind, und nur wenig Arme aufnehmen können. Aber es stehen dem unmittelbaren Verkehr Schwachsiniger mit Blödsinnigen noch weitere, viel wichtigere Bedenken entgegen. Das schwachsinige Kind wird durch solchen Umgang geistig herabgezogen werden und in Gefahr kommen, auf die tiefere Stufe herabzusinken. Die bedeutendsten Irrenärzte sprechen sich dagegen aus. Einer derselben, Guislain, bemerkt: Ich kann es nicht genug sagen: es ist nichts schädlicher, als die Blödsinnigen (wie vielmehr also die Schwachsinigen) ihrer Schwäche zu überlassen. Es geht mit der Intelligenz, wie mit den Muskeln. Je mehr man die Contraction derselben begünstigt, desto mehr hält man die Fortschritte der Lähmung auf. Gleiches gilt von der Lähmung des Verstandes: je mehr man die geistige Unthätigkeit unterhält, desto mehr beschleunigt man den Ruin der Gehirnfunktionen. Deshalb kann man die Blödsinnigen nicht mit zu lebhafter Sorge umgeben, um sie wach zu erhalten, um zu ihrer Intelligenz, ihrem Gedächtnisse zu sprechen, durch Lectüre, geistige Beschäftigung, mechanische Arbeiten. Wenn ihr Geist nicht durch Eindrücke angeregt, ihr Herz nicht durch Zuneigung genährt wird, wenn ihr Ohr nichts hört, dann erlischt auch der Rest ihres intellectuellen Lichtes und der Unglückliche verfällt in einen Zustand vollständiger Nichtigkeit.“

Esquirol spricht sich dahin aus: Wenn die Schwachsinigen sich selbst überlassen bleiben, so versinken sie körperlich und geistig immer tiefer und tiefer. Sie nähren sich schlecht, schützen sich nicht vor den üblen Einflüssen der Witterung, sind unreinlich und ziehen sich häufige Verdauungsstörungen zu. Ihre Gesundheit verschlechtert sich bald, der geringe Grad geistiger Intelligenz, den sie noch besaßen, wird immer schwächer, und es ereignet sich nicht selten, daß ein Schwachsiniger nach einigen Jahren solcher Vernachlässigung alle Zeichen des tiefsten Blödsinnes darbietet.“ — Was bleibt nun übrig, um den armen

*) Diese eine Anstalt ist natürlich auch für Sachsen nicht ausreichend. Möchten Regierung und Stände doch recht bald wenigstens in jeder Kreisdirection eine solche Anstalt in's Leben rufen.

Schwachsinigen zu helfen? — Die Schule will sich ihrer gern entledigen, die Taubstummenanstalten weisen sie zurück; werden sie in Idiotenanstalten gebracht, so sinken sie geistig immer tiefer; und das selbe tritt natürlich auch ein, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. Um wenigstens einem großen Theile zu helfen, so — ich wiederhole hier den schon vor Jahren ausgesprochenen Satz*) — gründe man in allen größern Städten Schulen für schwachsinige Kinder, damit diese, die später zum großen Theile der Gemeinde zur Last fallen, durch geeignete Persönlichkeiten und entsprechenden Unterricht zu brauchbaren Menschen herangebildet werden.

Ich maße mir nicht an, diesen Ruf zuerst erhoben zu haben. Schon 1821 sagt Fering im 2. Bande der psychischen Heilkunde: „Es wäre wirklich zu wünschen, daß in großen Städten, wo die Zahl der blödsinnigen und schwachsinigen Kinder gewöhnlich sehr beträchtlich ist, eigne Unterrichtsanstalten für selbige errichtet würden, so wie man schon seit längerer Zeit für Taubstumme und Blinde solche Institute angelegt hat.“

Auch in der von Dr. Ludwig Engelsberg herausgegebenen Zeitung „der Hausarzt“ ist wiederholt darauf hingewiesen, daß neben den Idiotenanstalten Schulen für Unfähige und Zurückgebliebene errichtet werden möchten. In neuester Zeit hat sich das Verlangen nach solchen Schulen gemehrt. Die verstorbenen Leipziger Schuldirektoren Dr. Vogel und Bulnheim haben sich mit dem Gedanken daran herumgetragen und Dr. Kern sprach im Winter 1864 in der pädagogischen Gesellschaft zu Leipzig den dringenden Wunsch aus, daß in Leipzig eine solche Schule in's Leben treten möge.

Wohl aber meine ich, in meinem Schriftchen, „Schulen für schwachbefähigte Kinder“ (besser gesagt „Schulen für schwachsinige Kinder“) nachgewiesen zu haben, wie diese Idee practisch durchzuführen wäre. In Betreff zweckmäßiger Einrichtung, des Lehrganges u. solcher Schulen, die ich „Nachhilfschulen“ genannt wissen möchte, muß ich auf das Schriftchen selbst verweisen.

In der Gegenwart wird diese Angelegenheit immer dringlicher, und man denkt ernstlich daran, etwas für diese Armen zu thun. Leider scheint man aber hierbei besonders daran zu denken, wie man am billigsten wegkommen kann. Man hat gefragt: Wozu besondere Schulen?

*) Schulen für schwachsinige Kinder u. Pädagogische Vorträge II. Heft II.

Es wäre doch auch ausreichend, wenn schon bestehenden Schulen besondere Classen für Schwachsinnige beigegeben würden.

Diese Frage kann aber nur von denen ausgehen, die sich sehr oberflächlich mit dieser Angelegenheit beschäftigt haben.

Welche Aufgabe ist denn bei Erziehung dieser Kinder zu lösen? — Sie sollen zu frommen brauchbaren Menschen herangebildet werden. Jetzt füllt ein guter Theil dieser Unglücklichen, wie ich schon vorher gezeigt habe, die Armen- und die Arbeitshäuser und fällt damit dem Stadt- und dem Staatsfädel zur Last. Das muß anders werden. Auch die Schwachsinnigen sollen als Erwachsene durch ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen und nicht wie Schmarogerpflanzen vom Marke Anderer zehren. Daß dies möglich ist, hat die Erfahrung bewiesen. Man erkundige sich nur in Hubertusburg und in andern dergleichen Anstalten; mit vielen lebendigen Beispielen wird der Beweis geliefert werden, daß schwachsinnige Kinder erwerbsfähig werden können. Freilich — Unmögliches darf man nicht verlangen, und auch hier wird bei Manchem alle Arbeit vergeblich sein, — gerade wie bei manchem geistig gefunden Menschen, der trotz Schule und Erziehung ein Taugenichts wird. Das Ziel aber, schwachsinnige Kinder zu brauchbaren Menschen heranzubilden, kann nicht dadurch erreicht werden, daß man sich abmüht, denselben täglich in einigen Stunden etwas mehr Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen; hier gilt es, den ganzen Menschen zu erfassen. Erziehung und Unterricht dürfen bei diesen Kindern am allerwenigsten getrennt werden und dies wird nur dadurch erreicht, daß die Nachhilfschulen ähnlich den Kindergärten und Bewahranstalten eingerichtet werden. So unbeholfen das schwachsinnige Kind in geistiger Beziehung ist, ebenso ungeschickt ist es auch beim Gebrauch der eigenen Glieder. Es muß spielen und arbeiten, muß Anstand und Sitte lernen. Es müssen Veranstaltungen getroffen werden, durch welche man diese Kinder auf das practische Leben vorbereitet. Wie die Mädchen in weiblichen Handarbeiten unterrichtet werden, so muß man auch den Knaben jene Handfertigkeit und Handgeschicklichkeit mitzugeben suchen, die sie später bei Erlernung eines Handwerks oder jeder andern practischen Arbeit so nothwendig gebrauchen. Während andere Kinder pappen, schnitzeln, bauen zc. und sich damit unbewußt für das Leben vorbereiten, sind die schwachsinnigen Kinder in der Regel so ungeschickt, daß sie hierzu, selbst zu einfachen Spielen,

erst angeleitet werden müssen. Auf der untern Stufe sind die aus dem Kindergarten herüberzutragenden Beschäftigungen, als: Stäbchenlegen, Flechten zc. vollkommen ausreichend. Später würden leichte Korbmacherarbeiten, wie sie z. B. in Hubertusburg mit großem Erfolg eingeführt sind, am passendsten sein. Die größern Knaben könnten auch mit Papp- und leichten Holzarbeiten beschäftigt werden. Derartige Handarbeiten werden nicht nur für das spätere Leben, sondern auch für die geistige Entwicklung von großem Erfolge sein. Ganz einseitig ist es aber, will man den Unterricht allein berücksichtigen. Dr. Brandes sagt: „da das Organ, auf welches man wirkt, krank ist, so darf es nicht übernommen werden, weil sonst rasch Ermüdung und völlige Erschöpfung eintritt. Das Geistige im schwachsinnigen Kinde ist ein zarter Keim, der durch milde Wärme und Geduld langsam zu einer gewissen Entwicklung gebracht werden kann, der aber die Hitze des pädagogischen Treibhauses nicht erträgt.“

In der Nachhilfschule muß also der Unterricht mit Spiel, Turnen, practischen Handarbeiten zc. abwechseln. Ich verweise auch hier auf mein Schriftchen: Schulen für zc.

In Dresden hat man versuchsweise Classen für schwachsinnige Kinder eingerichtet. Man hat es gethan, ohne vorher pädagogischen Rath zu hören, und erst neuerdings haben mir namhafte Schulmänner Dresdens erklärt, daß die Einrichtung dieser Classen nicht zweckentsprechend sei, daß man es höchstens als einen Anfang zum Besseren ansehen könne. In Leipzig haben sich sämmtliche Schuldirektoren in einem ausführlichen Gutachten gegen diese Classen ausgesprochen. Auch Aerzte erklären sich dagegen. So sagt Professor Bock:*) „daß die Erziehung schwachsinniger Kinder eine ganz besondere und eine von sachverständigen Erziehern geleitete sein muß, daß diese nicht in Schulen gleichzeitig mit den gut befähigten Kindern (und zwar zu deren Nachtheil) von demselben Lehrer geschehen kann, und daß für solche Kinder Opfer zu bringen die Humanität fordert, das weiter auszuführen, hieße einen humanen und gebildeten Leser beleidigen. Es handelt sich also nur darum: sollen schwachsinnige Kinder von sachverständigen Lehrern entweder in besonderen Classen der Volksschule, oder sollen sie in besonderen für sich eingerichteten Anstalten (Schulen) erzogen werden.

*) Leipziger Tageblatt vom 8. Juli 1866.

Würde der Leser mit dem Verfasser darin übereinstimmen, daß, wenn überhaupt von Seiten der Humanität für solche Kinder gesorgt werden soll, dies in einer Weise geschehen müsse, welche zum Ziele führt, also die geistig schwachbegabten Kinder zu tauglichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft macht, dann muß er auch zugestehen, daß dieses Ziel nur dann erreicht werden kann, wenn solche Kinder in einer Anstalt fortwährend unter den Augen und unter der Leitung sachverständiger Erzieher heranwachsen und für's practische Leben herangebildet werden. Das bloße Unterrichten dieser Kinder in einer besonderen Schulklasse, was ja eben so der Schuleinrichtungen, wie der körperlichen Beschaffenheit jener Kinder wegen, nur einige Stunden täglich dauern kann, würde immer nur äußerst geringen Nutzen schaffen und höchstens die Fertigkeit im Schreiben, Lesen und Rechnen aufbessern, nicht aber den gehörigen Grund für's practische Leben legen können."

Ich habe diese Anstalten „Nachhilfschulen“ genannt und zwar um der Eltern und Schüler willen; denn obschon dieser Ausdruck nicht vollkommen bezeichnend ist, so klingt er doch weniger hart und abstoßend, weniger niederdrückend als der Name — Schule für Schwachsinnige. Keineswegs soll aber damit gemeint sein, daß in diesen Schulen nur dem Unterrichte der Elementarschule nachgeholfen, oder daß darin vorzugsweise Lesen, Schreiben, Rechnen zc. gelehrt werde. In Nachhilfsklassen kann allerdings nur auf den Unterricht das Hauptgewicht gelegt werden. Daß dies aber bei schwachsinnigen Kindern nicht ausreichend ist, glaube ich genug bewiesen zu haben. Soll ihnen geholfen werden, so gilt's abzulenken von der breiten Heerstraße des gewöhnlichen Schulunterrichts und neue Bahnen zu betreten. Es hat sich ja auch schon klar herausgestellt, daß die Elementarschule mit ihrem Lehrerverfahren bei Schwachsinnigen Nichts erzielt. Hier müssen also noch andere Hebel eingesetzt werden, und dies ist nur dann möglich, wenn man nicht Nachhilfsklassen, sondern selbstständige Schulen einrichtet und denselben Licht und Luft zu weiterer Entwicklung giebt. Die Nachhilfsklassen — fürchte ich — werden für Lehrer, wie für Schüler Stunden böser Qual werden, da in den wenigen Schulstunden nicht das erreicht werden kann, was verlangt wird. Möglich, daß zunächst in diesen Nachhilfsklassen einige Scheinerfolge erzielt werden. Sie können aber nicht dauernd sein, weil dies Mittel dem Wesen des schwachsinnigen Kindes nicht entspricht. Was wird nun weiter ge-

schehen? — Nach einigen Jahren werden diese Classen nach keiner Seite hin befriedigen; man wird sie wieder einschlafen lassen und sich damit trösten, daß diesen armen Kindern nun einmal nicht geholfen werden kann. So ist die Einrichtung der Nachhilfsclassen nicht nur ein pädagogischer und psychologischer Mißgriff, sie kann sogar etwas Schlimmers werden — anstatt zum Segen kann sie zum Fluche gereichen, indem dadurch das wirklich Heilsame unterdrückt wird.

Also keine Nachhilfsclassen, sondern Nachhilfschulen in dem oben angegebenen Sinne.

Weiter vergesse man nicht, daß mit der Einrichtung von Nachhilfschulen besonders den ärmeren Classen der Bevölkerung eine Wohlthat erzeugt wird. Für reiche und wohlhabende Leute ist schon gesorgt; ihnen stehen genug Hauslehrer, Pensionate, Idiotenanstalten zur Verfügung, während jetzt der Arme sein unglückliches Kind der Elementarschule übergeben muß.

Mit der Errichtung dieser Schulen wird auch die Idiotenbildungsfrage wesentlich gefördert werden; man steht dann mitten im Leben, und die Resultate werden gar bald die Nützlichkeit dieser Anstalten beweisen. Mag man auch jetzt noch zögern mit der Gründung solcher Schulen; sie werden bald eine gebieterische Nothwendigkeit sein. Man hat auch gegen die Taubstummenanstalten gekämpft, während wir jetzt nicht begreifen, wie dies möglich gewesen ist. So werden sich auch die Nachhilfschulen, oder wie man sie sonst nennen mag, Bahn brechen und der unglücklichen Kinderwelt reichen Segen bringen.

Gewiß werden diese Art Schulen der Gemeinde mehr kosten als andere, sie sind aber immer noch billiger als geschlossene Anstalten, in denen die Kinder vollständige Verpflegung, Kleidung, Nahrung zc. erhalten. Ein Kind, welches die Armenschule besucht, kostet der Stadt auch mehr, als eins, welches in die Bürgerschule geht. Noch mehr wird ein schwachsinniges Kind kosten — trotzdem bleibt der Satz wahr, daß kein Capital sich besser verzinst, als das, welches für Erziehung und Unterricht unsrer Kinder angelegt wird, und — je mehr eine Gemeinde für Schulen und Schulzwecke aufwendet, je höher das Schulbudget steigt, desto glänzender werden sich auch alle finanziellen Verhältnisse dieser Gemeinde gestalten.

Zum Schluß sei noch eines heilpädagogischen Vorschlages gedacht,

welchen Professor Bock im Leipziger Tageblatte 1866, Nr. 189 macht. Er sagt:

„In besondere Schulclassen gehört nun aber — und das mögen sich die Lehrer wohl zu Herzen nehmen und nicht mit ihrem gewöhnlichen „das geht nicht“ todttschweigen, — die ganz erstaunlich große Anzahl ganz anderer Schüler, als die schwach sinnigen; es sind dies die Blutarmen, Bleichsüchtigen, Trägsinnigen, deren blutarmes Gehirn in Folge schwächerer Ernährung etwas träger arbeitet und weit schneller ermüdet, als das Hirn von kräftigen blutreichen Kindern. Bei den blutarmen Kindern muß, wenn sie bis zu ihrer Heilung nicht ganz aus der Schule wegbleiben (was freilich das Beste ist), die Dauer und der Gegenstand des Unterrichtes durchaus weit weniger anstrengend, als bei kräftigen Kindern sein, wenn das Gehirn nicht dauernd geschwächt werden soll. Vorzugsweise sind es die Schulmädchen, welche sehr häufig an Blutarmuth (Bleichsucht) leiden und deren Gesundheit dann durch unpassenden, das bleiche, matte Gehirn überanstrengernder Unterricht, ferner auch durch zu langes Geradesitzen (ohne Anlehnen) und bisweilen auch noch, weil sie ihrer Hirnmüdigkeit wegen leicht in den Verdacht der absichtlichen Faulheit verfallen, durch demüthigende Strenge von Seiten des Lehrers, gar nicht selten durch die Schule für's ganze Leben geschädigt wird. Daß das weibliche Geschlecht im Frauen- und Jungfrauenalter so gar häufig von Kopfschmerzen heimgegriffen wird und im logischen Denken so Vieles zu wünschen übrig läßt, hat ohne Zweifel seinen Grund in dem früheren, dem blutarmen Gehirn nicht angepaßten Schulunterrichte.

Sonach bedürfen Kinder: wenn sie blödsinnig sind, einer Pflege- und Versorgungsanstalt; — wenn sie schwach sinnig sind, einer von sachverständigen Lehrer geleiteten Erziehungsanstalt, — wenn sie in Folge von Blutarmuth trägsinnig sind, einer besonderen Schulclasse.“

Druck von Julius Klunhardt in Leipzig.

nächst die Fachlehrer an denjenigen Schulen, welche die Chemie als Unterrichtsgegenstand cultiviren, berufen, Unterrichtsmethoden aufzusuchen, welche dem Geiste der Chemie und den Anforderungen der neueren Pädagogik besser als die gewöhnlichen entsprechen.

5. Alle Schulen, ohne Ausnahme, mögen, soweit es ihrer Stellung und Organisation angemessen ist, der Chemie als Unterrichtsobjekt die nöthige Beachtung schenken, und zwar nicht nur unter Anerkennung der materialen Anforderungen der Zeit, sondern auch namentlich unter Berücksichtigung der formalen Bildungselemente, welche die Chemie als Wissenschaft in sich birgt. Insbesondere gilt dies auch für Gymnasien, insofern sie die Vorbereitungsanstalten für den Mediciner, sowie für den humanistisch durchbildeten wissenschaftlichen Forscher überhaupt sein und bleiben wollen.

6. Endlich möge man darauf bedacht sein, an Fachschulen und Academien einen geeigneten Uebergang von der Theorie zur Praxis zu schaffen.

Schließlich kann und will ich mir nicht verhehlen, daß diese hingeworfenen Gedanken wohl manche Correction vertragen; ich gebe sie einzig und allein als das was sie sind: als das Resultat des Nachdenkens und der Erfahrungen eines Einzelnen, dem wohl Gelegenheit wurde, durch Gedankenaustausch mit sinnverwandten Männern die bestehenden Uebelstände zu empfinden und in der vorliegenden Form wiederholt auszusprechen, der aber weit davon entfernt ist, diese seine Erfahrungen für allein maßgebend zu halten. Möge indeß im Besonderen auch widersprochen werden, so wird doch der Grundgedanke, der sich durch alle diese Betrachtungen hindurchzieht, bestehen bleiben:

Der chemische Unterricht an Schulen bedarf der zeitgemäßen und gründlichen Reform.

Pädagogische Vorträge

und

Abhandlungen.

Herausgegeben

von

W. Werner,

Lehrer an der IV. Bürgerschule zu Leipzig.

Zweiter Band.

Mit Beiträgen von Conzen, Stötzner, v. St. Marie,
Bubich, Werner.

Leipzig,

Verlag von Julius Klinckschardt.

1869.

Inhalt.

	Seite
Conzen , Die Volkswirtschaftslehre als Unterrichtsgegenstand auf höheren und niederen Schulen	1
Stöckner , Altes und Neues aus dem Gebiete der Heilpädagogik	41
v. St. Marie , Der Blinde und seine Bildung	129
Budich , Der Bildungsgang der Frauen	165
Werner , Ueber die Gewinnung und Benutzung von Lehrmitteln zur Ver- lebung des Unterrichts und manches, was damit in Verbindung steht	203
